DIE KARAWANE

LUDWIGSBURG/WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30

Vierteljahreshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde

MENSCH UND RAUM

Auf den Spuren der Entdecker

Titelbild: Markt in Cuzco

© Copyright by: Karawane-Verlag, Ludwigsburg
Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
Satz und Druck: Wachterdruck, Bönnigheim.

DIE KARAWANE
26. Jahrgang 1985 - Heft 3/4
(Doppelnummer)

MENSCH UND RAUM
Auf den Spuren der Entdecker

herausgegeben im
KARAWANE-VERLAG LUDWIGSBURG
mit Unterstützung der Karawane-Studienreisen und des
Büros für Länder- und Völkerkunde
Ludwigsburg

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Prof. Dr. Herbert Wilhelmy
„SCHWIMMENDE GÄRTEN"
Eine Intensivform tropischer Landwirtschaft 3

Dr. Alfred Milatz
PORTUGIESISCHE UND
SPANISCHE SEEFAHRER 47

Prof. Dr. Herbert Wilhelmy
CUZCO
Die Inka-Metropole 61

Priv.-Doz. Dr. Axel Borsdorf
PATAGONIEN UND FEUERLAND
Ein jugendlicher Kulturraum 76

Prof. Dr. Helmut Christmann
FLUCHT UND ZUFLUCHT
Das Abenteuer des Reisens im 18. Jahrhundert 101

ANMERKUNGEN 141

Herbert Wilhelmy

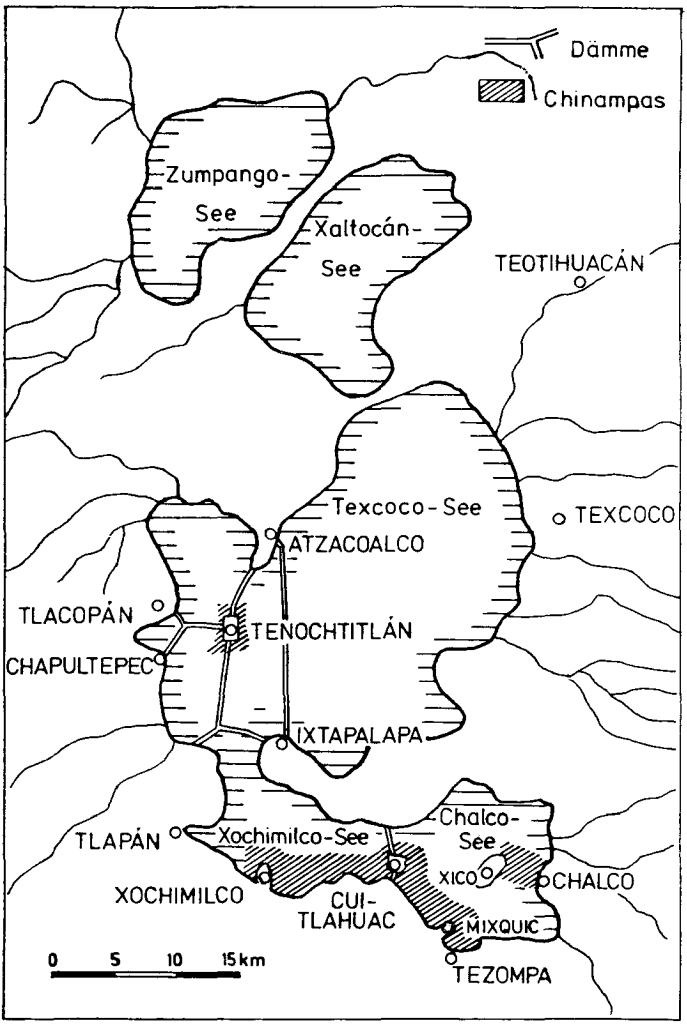
„Schwimmende Gärten" - eine Intensivform tropischer Landwirtschaft

Um 1590 berichtete der spanische Pater José de ACOSTA, daß es in der Lagune des Hochbeckens von Mexiko aus Schilfrohr bestehende, mit Erde bedeckte Saatbeete gäbe, die gleich Flößen auf dem Wasser beweglich seien: „Wer diese mitten im Wasser angelegten Pflanzbeete nicht selbst gesehen hat, wird das, was ich hier beschreibe, für ein Märchen halten ... Aber in Wirklichkeit ist die Anlage solcher Gärten, die auf dem Wasser schwimmen, durchaus möglich. Die Leute erhöhen sie so weit, daß das Wasser sie nicht überfluten und zerstören kann ... Die Pflanzen wachsen und reifen, und die Menschen ziehen diese Gärten vom einen Platz zu einem anderen."[1*)] Die so einprägsame Bezeichnung „schwimmende Gärten" gebrauchte dann etwa 200 Jahre später erstmalig der Jesuit Francisco CLAVIJERO in seinem großen Werk zur alten Geschichte von Mexiko.[2)] Die Bauern selbst nennen diese *jardines flotantes* seit alters her *chinampas*. „Wenn der Besitzer einer *chinampa*", führt CLAVIJERO noch etwas genauer als ACOSTA aus, „an einen anderen Ort will, entweder um sich von einem unangenehmen Nachbarn zu entfernen oder um sich seiner Familie zu nähern, so steigt er in sein Boot und zieht den Garten - wenn er klein ist, allein, wenn er groß ist, mit Hilfe von anderen - mit einem Ruck fort und führt ihn dorthin, wo er ihn haben will."

In der Alten Welt bekannt geworden sind die „schwimmenden Gärten von Xochimilco" vor allem durch die Schilderungen Alexander von HUMBOLDTs, der 1804 in Mexiko weilte: „Die schwimmenden Gärten, welche die Spanier in großer Menge fanden und von denen noch mehrere auf dem See von Chalco übrig sind, waren Flöße von Schilf (*tortora*), Ästen, Wurzeln und Zweigen von Buschwerk ... Oft enthalten die Chinampas noch die Hütte des Indianers, welcher eine Gruppe solcher schwimmenden Gärten zu hüten hat. Man stößt sie mit langen Stangen weiter, oder rückt sie damit zusammen, und treibt sie so, nach Gefallen, von einem Ufer zum anderen."[3)] Einige Jahrzehnte später bezeugte der angesehene mexikanische Gelehrte M. OROZCO y BERRA[4)] ganz ähnlich, daß eine mit Blumen und Gemüse bestandene Insel mit Hilfe eines Taues von zwei Indianern von einer Flur in die andere gezogen werden könne. Besonders aus-

*) Anmerkungen siehe Seite 141.

führlich schilderte noch Ende des vergangenen Jahrhunderts der Reiseschriftsteller E. v. HESSE-WARTEGG[5] Nutzung und Transport schwimmender Gärten auf dem See. Schließlich versicherte Karl SAPPER[6], daß es mindestens bis zur Zeit seines Besuches (1923) in der Gegend von Tláhuac am östlichen Ende



Die Seen im Hochbecken von Mexiko und die Chinampazone zur Zeit der spanischen Eroberung. Anfang des 16. Jahrhunderts (Entwurf H. Wilhelmy nach verschiedenen Quellen).

des Chalco-Sees Chinampas gegeben habe, die von ihren Besitzern zu den verschiedensten Liegeplätzen bugsiert werden konnten. Er selbst ist zwar nicht dort gewesen, beruft sich aber auf ihm glaubhaft erscheinende Angaben eines ortsansässigen Deutschen.
R. C. WEST und P. ARMILLAS sind diesen Berichten nachgegangen und haben die in Tláhuac, Mízquic und Tezompa lebenden *chinamperos* befragt.[7] Die überraschende Antwort war, daß keiner von ihnen je in seinem Leben wirklich schwimmende Gärten gesehen hätte! War die Erinnerung daran in Vergessenheit geraten, oder sind alle Überlieferungen über die „schwimmenden Gärten von Xochimilco" nur Legende? Läßt sich die Richtigkeit der Schilderungen CLAVIJEROs, HUMBOLDTs und der anderen Autoren bezweifeln? Die wissenschaftliche Autorität HUMBOLDTs bewirkte, daß der mit Xochimilco eng verbundene Begriff der schwimmenden Gärten in die Literatur eingegangen ist. Aber HUMBOLDT hat keineswegs gesagt, wie zuweilen von Autoren behauptet wird, die offensichtlich seinen Originaltext nicht nachgelesen haben, daß *alle* Chinampas frei auf dem See schwimmen, denn er beginnt seinen Bericht mit der Feststellung: „Es gibt deren zweierlei, von denen die einen beweglich sind und vom Wind hin- und hergetrieben werden, die anderen feststehen und mit dem Ufer zusammenhängen."[8] Das Mißverständnis späterer Interpreten beruht wohl darauf, daß sie annahmen, HUMBOLDT habe nur die ufernahen Chinampas und nicht auch die große Mehrzahl der anderen als fest mit dem Seeboden verbunden betrachtet, eine Fehlauslegung, der der erste Satz der eingangs zitierten Textstelle klar widerspricht, in der nur von *mehreren* schwimmenden Gärten auf dem See von Chalco, nicht von der Gesamtheit der Chinampas die Rede ist.

Auch schon vor HUMBOLDT hatten einige der älteren Autoren, wie Pater Alonso PONCE[9] und Juan de TORQUEMADA[10], von denen anscheinend die nur sporadisch auftretenden *jardines flotantes* als eine nebensächliche Erscheinung angesehen wurden, mit Nachdruck festgestellt, daß die Chinampas keine schwimmenden Gärten, sondern künstlich vom Menschen im See angelegte, mit dem Seeboden fest verbundene Gartenlandparzellen seien. Francisco de GARAY vertrat die gleiche Meinung.[11] Sie entspricht völlig dem heutigen Erscheinungsbild: Die Chinampas von Xochimilco sind unbewegliche, durch Kanäle und Reihen pappelähnlicher Weiden fest begrenzte Grundstücke.
Eine erste umfassende wissenschaftliche Untersuchung dieser

eigenartigen aquatischen Kulturlandschaft führte die in Mexiko gebürtige deutsche Geographin Elisabeth SCHILLING (1939) auf der Grundlage von Archivstudien und Forschungen im Gelände durch.[12] Ihrer Monographie folgten weitere Arbeiten, vorwiegend von Archäologen, deren Ausgrabungen und Luftbildinterpretationen zu wichtigen neuen Erkenntnissen führten. Zu nennen sind die Aufsätze von Robert C. WEST und Pedro ARMILLAS[13], Michael C. COE[14], Pedro ARMILLAS[15], Edward E. CALNEK[16], Angel PALERM[17], Jeffrey R. PARSONS[18] und das große, vor allem der Siedlungsgeschichte und Bevölkerungsentwicklung im Hochbecken von Mexiko gewidmete Werk von William T. SANDERS, Jeffrey R. PARSONS und Robert S. SANTLEY[19].

Auch die Arbeiten aller dieser Autoren bestätigen, daß die Chinampas von indianischen Bauern mühsam geschaffenes Neuland auf einem ehemaligen Seegrund sind. Damit stellt sich die Frage: Haben diese künstlichen Garteninseln etwas mit den von ACOSTA, CLAVIJERO, HUMBOLDT u. a. beobachteten schwimmenden Gärten zu tun? Sind die *jardines flotantes* die Ausgangsform für die bewegungslos gewordenen Chinampas? Einen derartigen genetischen Zusammenhang hat HUMBOLDT[20] vermutet: „An den sumpfigen Ufern des Sees von Xochimilco und Chalco reißt die starke Bewegung des Wassers, zur Zeit seines hohen Standes, Erdschollen ab, die mit Kräutern bedeckt und mit Wurzeln durchflochten sind. Diese Schollen treibt der Wind hin und her, bis sie sich zuweilen zu kleinen Flößen vereinigen ... Die ältesten Chinampas waren daher nichts als künstlich zusammengefügte Rasenstücke, die die Azteken aufhackten und ansäten ... Bloße Erdschollen, welche sich vom Ufer abgerissen, haben also zur Erfindung der Chinampas Anlaß gegeben."

Wir werden zu prüfen haben, ob diese These zutrifft oder nicht. Zum besseren Verständnis dessen, was seit der frühen Kolonialzeit bis in die jüngste Vergangenheit - von manchen Autoren angezweifelt - in der großen Lagune des Hochbeckens von Mexiko als schwimmende Gärten bezeichnet und beschrieben wurde, scheint es mir nützlich, auch einen Blick auf andere Teile der Erde zu werfen, in denen bis zur Gegenwart echte schwimmende Gärten existieren. Die eindrucksvollsten Beispiele dafür sind der Dal-See in Kaschmir, der Inle-See in Birma, der Rawa-Pening-See auf Java und der Titicaca-See im Andenhochland mit den schwimmenden Inseln und Gärten der Uros. Chinampas waren einst auch eine bedeutsame, heute vergessene Form der Landnutzung in den Bajos des Maya-Tieflandes.[21]

Die „schwimmenden Gärten" von Xochimilco

Der große Süßwassersee, der im Pleistozän das Hochbecken von Mexiko einnahm, war zur Zeit der spanischen Conquista (1519) infolge des nacheiszeitlichen Klimawechsels auf fünf Restseen zusammengeschrumpft. Der am tiefsten, in 2236 Meter Meereshöhe gelegene Texcoco-See war abflußlos und salzig. Die vier anderen Seen - durch zahlreiche Quellen, Grundwasser und Bäche gespeist - führten süßes Wasser. Bis in die jüngste Zeit erhalten haben sich nur die beiden südlichsten Seen, der Xochimilco- und Chalco-See, die ursprünglich zusammenhingen, aber schon von den Azteken durch zwei über die Cuitláhuac-Insel führende Straßendämme voneinander getrennt wurden. Gegen das Eindringen von Salzwasser aus dem Texcoco-See, wozu es durch Seespiegelanstiege nach starken Regenfällen kommen konnte, war der Xochimilco-See außer von einer nach Westen vorspringenden Halbinsel bereits seit vorspanischer Zeit durch einen 16 Kilometer langen Damm geschützt, der von dem eigentlichen Texcoco-See eine westliche Süßwasserbucht abgliederte, in der auf einer Insel die Azteken-Hauptstadt Tenochtitlán (gegründet um 1370) lag. Die Überschwemmungsgefahr, die sie und später (bes. 1604 und 1629) auch die auf ihren Trümmern erbaute spanische Kolonialstadt Mexico ständig bedrohte, veranlaßte schon 1629 die Eroberer, durch Flußumleitungen die Wasserzufuhr in das Hochbecken zu regulieren. Dies, die steigende Trinkwasserentnahme und die klimatisch bedingte hohe Verdunstung führten dazu, daß alle Seen mit Ausnahme des Xochimilco-Sees und des östlich benachbarten Chalco-Sees trockenfielen. Aber auch der etwa 36 Quadratkilometer große Xochimilco-See hat nur noch wenige größere offene Wasserflächen, die gerade ausreichten, um auf ihnen 1968 die Ruderregatten der Olympischen Spiele auszutragen.

Der Xochimilco-See ist nur an wenigen Stellen mehr als 1 Meter tief. Dieser Flachwasserbereich, auf den die Bezeichnunge *See* kaum noch zutrifft, stellt sich dem Besucher als ein zunächst verwirrendes Netzwerk von schmalen, nur mit flachgehenden Booten befahrbaren Kanälen dar. Ein paar Hauptkanäle von rund 20 Meter Breite (auf denen heute die Ausflugsboote verkehren) geben mit etwas besserer Sicht als aus den kleinen engen Kanälen den Blick frei auf die - je nach Wasserstand - mit ½ - 2 Meter hohen Kanten den Seespiegel überragenden tischebenen Chinampas. Im Hintergrund bilden gestaffelte, langgestreckte Reihen von Weiden (*Salix Bonplandiana, S. acumilata*) eine hochaufragende grüne Kulisse. Da die Weiden von den Bauern

Einer der Hauptkanäle des Sees von Xochimilco. Im Hintergrund gestaffelte, langgestreckte Reihen von Weiden.

zur Laub- und Brennholzgewinnung geschneitelt werden, gleichen sie schlanken Pappeln. Sie geben der Xochimilco-Landschaft ihr typisches Gepräge.

Die Chinampas sind allseitig von Wassergräben, kleinen und größeren Kanälen begrenzte Beete von 5 - 10 Meter Breite und maximal über 100 Meter Länge. Allein die ufernah gelegenen Parzellen haben eine unmittelbare Verbindung zum festen Land und werden nur an drei Seiten von Kanälen gesäumt. Im Prinzip entspricht die Fluraufteilung einem Gittermuster, das jedoch zum Teil diagonal von größeren Kanälen durchzogen wird. Durch Flechtwerkzäune verbundene Pfahl- und Baumreihen bewahren die Chinampas vor Kantenabbrüchen.

Die rechteckigen Inselgärten werden in zwei Formen bewirtschaftet: als Äcker für den flächenhaften Anbau und als Saatbeete für die spätere Umsetzung der in sorgsam ausgestochenen Erdwürfeln von 4 - 5 Zentimeter Seitenlänge (*chapines*) herangewachsenen jungen Pflänzchen auf andere Teile der Chinampas. Mit Ausnahme von Mais, den man in Abweichung von früheren Gewohnheiten heute meist unmittelbar auf dem Acker aussät, und einigen Gemüsesorten werden alle anderen Gemüse- und Blumenarten auf solchen dicht am Chinamparand gelegenen Saatbeeten herangezogen und zum geeigneten Zeitpunkt umgepflanzt. Der alte indianische Grabstock dient dabei als einziges Arbeitsgerät. Pflüge und Maschinen werden auf den Chinampas nicht verwendet. Die Anlage von Saatbeeten hat den Vorteil, daß

die junge Saat bereits heranwachsen kann, wenn die Ernte auf dem Hauptfeld noch nicht völlig eingebracht ist. Dank der geringen Breite der Beete wird das Wurzelwerk der Kulturpflanzen aus dem von allen Seiten durchtränkten Unterboden mit genügend Wasser versorgt.
Die Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit sichert die alljährliche Ausbreitung von schwarzem Faulschlamm auf den Chinampas, den die Gärtner mit langstieligen Schöpfern vom Grunde des Sees und der Kanäle holen. Mit Booten transportieren sie ihn zum gewünschten Platz. Bis in die Gegenwart war dies die einzige Form der Düngung, die einen ganzjährigen Anbau mit 4 - 7 Ernten von jedem Beet erlaubte. Meist hielt man sich an bestimmte Fruchtfolgen (z. B. Mais - Chili - Tomaten), aber die sich durch den Seeschlamm regenerierende Bodenfruchtbarkeit ließ auch einen kontinuierlichen Maisanbau ohne Fruchtwechsel zu. Nur die Saatbeete wurden schon früher mit Fäkalien gedüngt. Neuere Untersuchungen haben allerdings ergeben, daß in den Chinampaböden nicht ausreichend Stickstoff vorhanden ist. Den Bauern wurden daher zusätzliche Gaben von tierischem Dünger und Handelsdünger empfohlen. Sie haben auch gelernt, die Jungpflanzen gegen winterliche Fröste anstelle von Schilf und Binsen mit Zeitungspapier oder Plastikfolien abzudecken. Im Sommer liefern die geschneitelten Weiden ihren Kulturen den erwünschten Halbschatten.
Wenn der Abstand zwischen dem Wasserspiegel und der sich durch die Aufbringung von Seeschlamm beständig erhöhenden

Chinampa-Bauer bei der Vorbereitung eines Saatbeetes. Die zur Umsetzung bestimmten Pflänzchen werden in sorgsam ausgestochenen Erdwürfeln herangezogen.

Chinampaoberfläche zu groß wird, müssen die Pflanzen in den niederschlagslosen Monaten von Hand bewässert werden. Man erspart sich jedoch gern diese Mühe, indem man den Oberboden so weit abgräbt, daß die Pflanzenwurzeln wieder den feuchten tieferen Horizont erreichen können. Die abgetragene Erde wird für die Aufhöhung anderer Chinampas verwendet.
Die Betriebsgrößen übersteigen nur in wenigen Fällen 1 - 5 Hektar. Hauptanbaugewächse sind Mais, Bohnen, Chili, Tomaten, ferner Kohl, Erbsen, Karotten, Rettich, Spinat, Sellerie, Kürbis, Melonen, Gurken, Zwiebeln, Rote Rüben, Artischocken, Salat und Blumen. Der Name des Hauptortes im Chinampabereich, Xochimilco, setzt sich aus den Nahuátl-Worten *xochitl* = Blume, *milli* = bebautes Feld und *co* = Ort zusammen, bedeutet also „Ort des bebauten Blumenfeldes". Auch die Namen anderer benachbarter Gemeinden (Xochimanca, Xochitepec) weisen auf den dort seit langem intensiv betriebenen Blumenanbau hin. Blumen und Blumenschmuck spielten schon im kultischen und persönlichen Leben der Azteken eine große Rolle, und die auf die Blumenzucht verwendete Sorgfalt hat sich bis heute erhalten. Hochbeladene flache Frachtkähne bringen die Schnittblumen auf den großen Blumenmarkt von Xochimilco, wo sie an private Käufer und Großhändler abgesetzt werden, die sie mit Lastautos in die nahe Hauptstadt befördern. Zu den schon in vorspanischer Zeit gezüchteten Rosen, Dahlien, Sonnenblumen, Astern, Tagetes, Tiger- und Herzblumen, Callas, Chrysanthemen, Orchideen, Vipernkopf u. a. kamen in den Jahrhunderten nach der Conquista Nelken, Gladiolen, Amaryllis, Lilien, Phlox, Tulpen, Jasmin, auch Stiefmütterchen, Veilchen und Vergißmeinnicht hinzu. Blumenbeete werden wie die Saatbeete gern am Rande der Chinampas angelegt.
Wie eine neue Chinampa entsteht, konnte man noch vor wenigen Jahrzehnten im Xochimilco-See beobachten.
Die Seefläche außerhalb der Chinampazone und auch viele der seltener befahrenen Kanäle sind mit einer mehr oder weniger geschlossenen Decke schwimmender Wasserpflanzen überzogen, die eine Mächtigkeit von 20 Zentimeter bis 1 Meter erreicht. Sie besteht hauptsächlich aus Feldern kleinblättriger Seerosen (*Nymphae*), die im Verlandungsbereich in Simsen-(*Scirpus lacustris*) und Rohrkolbensäume (*Typha*) übergehen. Seit 1897 hat sich besonders die aus Brasilien eingeführte Wasserhyazinthe (*Eichhornia crassipes*) unaufhaltsam ausgebreitet. Sie wird kompostiert und liefert heute die Hauptmenge des pflanzlichen Düngers. Diese Schwimmpflanzen werden durch eine Reihe von Unterwasserpflanzen ergänzt.

Ein Gitternetz von kleinen und größeren Kanälen durchzieht die Chinampa-Landschaft des Sees von Xochimilco. Durch Laubheugewinnung („Schneiteln") erhielten die Weiden ihr pappelartiges Aussehen. Im Vordergrund Boote mit geschöpftem Seeschlamm.

Der einer grünen Wiese ähnelnde schwimmende Pflanzenteppich – von der Bevölkerung *cinta, césped* oder *atlapalácatl* genannt – ist sehr tragfähig, auch dann noch, wenn er bei starkem

Wind in eine Anzahl schwimmender Inseln zerrissen wird. 1767 berichtet Pater Antonio ALZATE, ein Zeitgenosse CLAVIJEROs: „Zu der Hacienda von San Isidro, die auf einer Halbinsel liegt, welche den Xochimilco- und den Chalco-See voneinander trennt, gehört eine große Insel, die als Weide für das Vieh der Hacienda dient... Wenn der Wind von Nordosten bläst, entfernt sie sich über 2 *leguas* (etwa 10 Kilometer) von dem Grundstück, herrscht aber Südwind, dann liegt sie direkt am Festland."[22] Noch heutigentags werden Großtiere zur Weide auf die schwimmenden Pflanzenteppiche getrieben, und auch die Menschen begehen sie, um von einer Chinampa zur anderen zu gelangen. Wollen die Gärtner eine neue Chinampa anlegen, so schneiden sie mit einem dreieckigen, axtartigen Haumesser 3 - 4 Stücke der gewünschten Größe aus dem Pflanzenteppich heraus, gewöhnlich Stücke von 5 - 10 Meter Breite und bis zu 100 Meter Länge. Wie Balsaflöße bugsieren sie dann den festen Filz aus lebenden und toten Wasserpflanzen an den für die neue Chinampa vorgesehenen Platz. Dort ziehen sie ein Stück über das andere, wobei jede Lage von der nächsten unter Wasser getaucht und zusammengedrückt wird, bis die unterste Schicht auf dem flachen Seeboden ruht. Die Oberfläche des abgesenkten *Vegetationspaketes* wird sodann unverzüglich mit frischem Seeschlamm oder abgetragener Erde von älteren Chinampas bedeckt. Eingerammte Pfosten und Stecken aus jungem Weidenholz, die bald austreiben und die charakteristischen Baumreihen bilden, sichern die für den Anbau bereiten neuen Chinampas, von denen jede ihren eigenen „Komposthaufen" unter sich hat. Bis 1925 konnte man in Mízquic am damals noch als bescheidener Rest existierenden Chalco-See Gärtnertrupps ausziehen sehen, die in Gemeinschaftsarbeit neue Chinampas anlegten.[23] Sie arbeiteten nach der gleichen Methode, die z. B. F. de GARAY Ende des 19. Jahrhunderts beschreibt.[24] Die Frage ist, ob dieser zeitgenössischen Form der Neulandgewinnung eine andersartige vorausgegangen ist.

In aztekischer Zeit war Xochimilco die bedeutendste Siedlung der Chinampazone und ist dies auch heute noch. Die Stadt soll damals 15 000 Einwohner gezählt haben.[25] Cortés erwähnt sie 1522 im dritten seiner Briefe an Karl V. Ihrer traditionellen Stellung entsprach es, daß sie schon von König Philipp II. (1556 - 1598) das spanische Stadtrecht erhielt.[26]

Außer Xochimilco gab es noch eine ganze Anzahl weiterer Chinampasiedlungen am südlichen Seeufer und einige auf vorgelagerten kleinen Inseln, von denen Cortés in seinem zweiten Brief (1520) Mízquic und Cuitláhuac nennt. Während Mízquic nur mit

Booten erreichbar war, lag Cuitláhuac auf einer künstlichen Insel in der Einschnürung zwischen Xochimilco- und Chalco-See. Die Azteken verbanden das Inselstädtchen durch zwei Straßendämme mit dem südlichen und dem nördlichen Seeufer, über das der kürzeste Weg nach Tenochtitlán führte. Seitdem sind Xochimilco- und Chalco-See voneinander getrennt. Die beiden Dämme existieren heute noch, aber der Chalco-See ist zum größten Teil verschwunden. Er wurde im Rahmen der Entwässerungsarbeiten im Hochbecken während des 19. Jahrhunderts weithin trockengelegt. An seiner Stelle dehnen sich jetzt fruchtbare Ackerfluren.

Inmitten des ehemaligen Chalco-Sees lag Xico, eine weitere Inselstadt, die sich höher als die anderen auf einem kuppigen Vulkanstumpf über die Wasserfläche erhob und nach der einheimischen Überlieferung die *Mutterstadt* der Gründer von Cuitláhuac gewesen sein soll.[27] Xico ist heute nur noch ein mit Scherben bedeckter Hügel.

Überhaupt war die gesamte Chinampalandschaft in spätaztekischer Zeit in viel stärkerem Maße, als das heutige Erscheinungsbild vermuten läßt, von größeren geschlossenen Siedlungen, aber auch von zahlreichen Einzelhöfen durchsetzt. Zur wesentlichen Erweiterung unserer Kenntnisse über das Aussehen der indianischen Kulturlandschaft haben die von P. ARMILLAS (1971) veranlaßten und von ihm ausgewerteten Luftbildreihen beigetragen. Die Aufnahmen im Maßstab 1:5000 geben mit erstaunlicher Klarheit das Kanal- und Flurbild der gesamten Chinampazone wieder, selbst in dem jetzt trockenliegenden Teil, trotz der jahrzehntelangen Bearbeitung der Äcker mit dem Pflug. Auch die vielen Hausplattformen früherer Einzelhöfe sind gut sichtbar. Sie haben gewöhnlich einen Durchmesser von 10 - 20 Meter und eine Höhe von 1 - 3 Meter. Damit bestätigt sich die Angabe von B. de VARGAS MACHUCA (1599), daß eine große Zahl von Indianern innerhalb des Lagunengebietes lebte: „Sie schlagen Pfosten in den See, die sie durch Zäune verbinden, füllen den Innenraum bis zu einer gewissen Höhe über dem Wasserspiegel mit Erde und bauen darauf ihre Häuser." Die räumliche Verteilung der alten Wohnhügel zeigt, daß jeweils zu einer besiedelten Chinampa eine größere Anzahl rein agrarisch genutzter Parzellen gehörte. Etwa 50 der insgesamt 148 gezählten *chinampamounds* wurden archäologisch genauer untersucht. Sie bargen eine Fülle von Scherben aztekischer Keramik aus einer Zeitspanne von 200 - 300 Jahren, reichen also bis in die frühaztekische Zeit zurück.[28] Im 17. Jahrhundert sind die *chinampamounds* allem Anschein nach - von Feldhütten abgesehen -

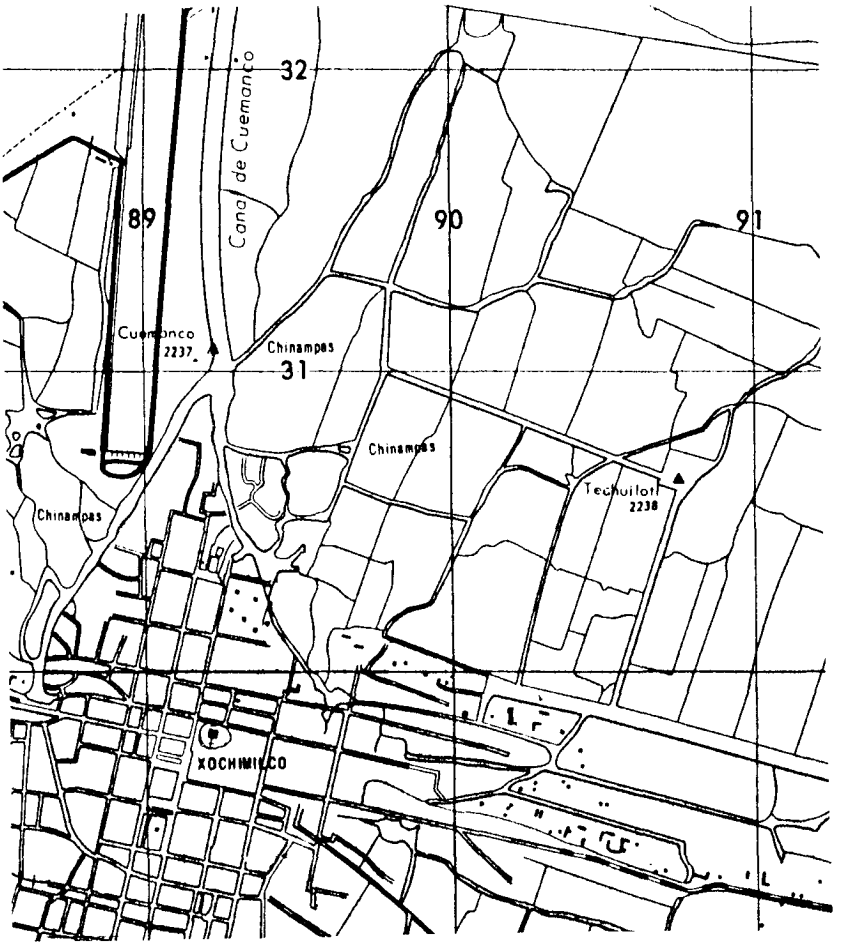
nicht mehr bewohnt gewesen, so daß sich die Besiedlungsperiode von etwa 1300 bis 1600 n. Chr. erstreckt haben dürfte.
Vom Xochimilco-Chalco-Doppelsee reichte der Chinampagürtel bis Tenochtitlán. Die Inselstadt war kranzförmig von Gemüse- und Blumengärten umschlossen. Damals war der westliche Teil des Texcoco-Sees, in dem die Azteken-Metropole lag, eine Süßwasserbucht, an deren Eingang die Stadtbewohner um 1440 einen 16 Kilometer langen Damm aus Erde und Steinen erbauten, um sie vor dem Zufluß von Salzwasser aus dem äußeren Texcoco-Becken zu schützen. Der 20 Meter breite Damm, von dem Reste noch vorhanden sind, reichte von Azacoales bis Ixtapalapa.
Felder von Wasserpflanzen bedeckten die Kanäle von Tenochtitlán, und Blumenduft lag über der Landschaft: so schilderte ein aztekischer Poet seine Heimat.[29] Kräftig sprudelndes Quellwasser floß von Westen und Süden her in den See. Es entsprang vor allem der Felskuppe von Chapultepec und der Landzunge zwischen Texcoco- und Xochimilco-See. Unter Moctezuma I. (1440 - 1467) und Ahuítzotl (1486 - 1502) geschaffene, leistungsfähige Wasserleitungen brachten von dort nicht nur Trinkwasser in die Stadt, sondern versorgten damit zugleich die Kanäle der Chinampas in ihrem Umkreis. Erst als der Verbrauch der hauptstädtischen Bevölkerung immer mehr stieg und sich auch in der westlichen Bucht des Texcoco-Sees zunehmend Versalzungserscheinungen bemerkbar machten, kam dort die Chinampawirtschaft zum Erliegen. Die alte Gartenbauzone ist schon seit langem völlig städtisch überbaut.
Daß sich Tenochtitlán zum politischen Zentrum des Aztekenreiches entwickeln konnte, verdankte es in entscheidendem Ausmaß seiner Lage inmitten einer intensiv genutzten Gartenbauzone, die die wachsende Bevölkerung der Kapitale ernährte. Die Spanier nannten die von zahllosen Kanälen durchzogene Stadt ein *zweites Venedig*. Sie bestaunten die Flottillen der mit Menschen und Nahrungsmitteln beladenen Boote, die tagtäglich die Märkte von Tenochtitlán versorgten. Im Anthropologischen Nationalmuseum in Mexico-Stadt ist eine große auf Feigenbast gezeichnete aztekische Karte mit dem breiten Chinampagürtel um Tenochtitlán erhalten. Sie zeigt die gleiche gitterförmige Landaufteilung und den parallelen Kanalverlauf, wie ihn uns die Luftbilder der Xochimilco-Chalco-Zone demonstrieren. ARMILLAS[30] hat die auf den Reihenaufnahmen erkennbaren heutigen und alten Chinampaflächen - aus der Luft gleichen die abgeflachten parallelen Rücken einem riesigen Waschbrett - ausplanimetriert und ermittelte einen Gesamtumfang von 12 000 Hektar. Abzüglich der Kanäle und kleinerer eingestreuter Was-

serflächen veranschlagte er die einstige Nutzfläche auf 9000 Hektar. J. R. PARSONS[31] rechnet mit 9500 Hektar, in einer späteren Arbeit[32] sogar mit einer über 10 000 Hektar hinausgehenden Fläche, da einige Chinampaareale um Xaltocan und Chimalhuacan nicht von den Luftbildaufnahmen erfaßt worden sind und sich höchstwahrscheinlich auch manche einstigen Chinampavorkommen nicht mehr nachweisen lassen.
Ausgehend von einer Nährfläche der angegebenen Größenordnung hat PARSONS (1976) die Frage aufgeworfen, ob sie zur Versorgung eines politischen Zentrums der Bedeutung Tenochtitláns ausgereicht hat oder nicht. Die Einwohnerzahl der Metropole zur Blütezeit des Aztekenreichs wurde früher auf maximal 72 000 – 82 000 Menschen geschätzt; neuere Forschungen machen es sehr wahrscheinlich, daß man mit mindestens der doppelten Zahl rechnen muß.[33] Die erst in großem Abstand folgende zweitgrößte Stadt der Region, Texcoco an der Ostseite des Sees, hatte etwa 30 000 Einwohner. In der agrarischen Urproduktion auf den Chinampas – vorwiegend Maisanbau – waren 36 000 – 37 000 Menschen tätig. Diese Zahl ergibt sich aus den aufgefundenen Wohnhügeln, denen jeweils 5 – 10 Menschen zuzuordnen sind, und entsprechenden Berechnungen für die größeren Seeufer- und Inselsiedlungen. Etwa ein Neuntel der Chinampabauern hat in Einzelsiedlungen gelebt.
Von einem Hektar intensiv genutzten Chinampalandes mit einem jährlichen Ertrag von 3000 Kilogramm Mais können sich 15 – 20 Menschen ernähren. Rechnet man den Eigenverbrauch der Bauern ab, so ergibt sich ein Überschuß, der die Hälfte bis zwei Drittel des gesamten Nahrungsbedarfs der Großstadtbevölkerung von Tenochtitlán zu decken vermochte.[34] Den fehlenden Rest brachten tributpflichtige Bauern außerhalb der Chinampazone auf. Die ausgezeichnete Ernährungslage erlaubte den Azteken die Aufstellung eines stehenden Heeres und damit die militärische Unterwerfung großer Teile des Hochlandes.
Waren die Azteken die Erfinder dieser eigenartigen Form eines amphibischen Gartenbaues, wovon schon HUMBOLDT überzeugt war? Oder geht die Entstehung der Chinampas auf noch ältere Bevölkerungsschichten im mexikanischen Hochland zurück? Nach der Überlieferung gehörten die Xochimilken wie auch die Azteken zu jenen acht Stämmen, die im 13. Jahrhundert aus ihrer legendären westlichen Urheimat in das Hochbecken von Mexiko eingewandert sind und sich 1294 im südlichen Seebereich niedergelassen haben. 1352 und abermals 1375 wurden sie von den Azteken besiegt, das gesamte Hochbecken damit deren Staatsgebiet eingegliedert. Die Häufigkeit der Keramikfunde in

Die intensiv bewirtschaftete Gartenbaulandschaft der Chinampas im See von Xochimilco.

den untersuchten Wohnhügeln nimmt von der Basis zur Oberfläche hin zu. Aus ihrer Verbreitung und ihrem Alter ist zu folgern, daß sich die Chinampawirtschaft zwischen 1300 und 1400 allmählich zu entfalten begann und zwischen 1400 und 1600, also bis über die spanische Eroberung (1519) hinaus, den Höchststand ihrer Entwicklung erreichte. Ganz wenige Funde sind gemacht worden, die älteren Siedlungsphasen angehören, so solche aus der Toltekenzeit (ca. 750 - 1180 n. Chr.) und der vorangegangenen, bis zur Zeitenwende zurückreichenden Teotihuacánperiode.[35] Mit Ausnahme der Xico-Insel und der Uferregion des Chalco-Sees fanden sich kaum sichere Spuren einer Chinampawirtschaft aus voraztekischer Zeit. Aber auch im und am Chalco-See kann es sich in diesem frühen Stadium nur um ufernahes dräniertes Feuchtland, um eine von einzelnen Bauern oder kleinen bäuerlichen Gruppen vorgenommene Erweiterung des Kulturlandes handeln, die mehr „Hochbeet"- als „Chinampa"-Charakter trug. Das heißt: Die Feuchtlandparzellen waren durch schmale grabenartige Furchen voneinander getrennt, um den Wasserablauf zu begünstigen, und mit der ausgehobenen Erde wurde zugleich das Beet erhöht und trockengelegt. Je weiter man dann in das Sumpfland vorstieß, um so größere Tiefe und Breite mußten die Gräben erhalten; sie wurden zu Kanälen, die Hochbeete zu Chinampas.

Immer deutlicher hat die moderne archäologische Forschung ans Licht gebracht, daß die rund 10 000 Hektar umfassende azte-



Xochimilco und die Hauptkanäle der Chinampazone (Ausschnitt aus der topographischen Karte der Estados Unidos Mexicanos 1:25000, Ausgabe 1971, Blatt Xochimilco).

kische Chinampalandschaft nicht ein Ergebnis der Aufeinanderschichtung schwimmender Pflanzenteppiche in einem seichten Seebecken war (eine Methode, die offensichtlich erst in jüngerer Zeit üblich geworden ist), sondern daß sie als ein gigantisches, zentral organisiertes Projekt der Trockenlegung eines Sumpfgebietes durch ein planmäßig angelegtes Dränagesystem mit Kanälen, Dämmen, Wassertoren und Zuflußregulierung zu deuten ist.[36] Ein streng genormtes Flurmuster, wie das von Chalco-

Xochimilco, kann unmöglich aus frei auf dem Wasser treibenden, unterschiedlich großen und unregelmäßig geformten *schwimmenden Gärten* hervorgegangen sein. Für obrigkeitliche Planung und Lenkung der Entwässerungsarbeiten spricht außer der gitterartigen Struktur der Chinampalandschaft auch die spezifische Orientierung der parallel angelegten Hauptkanäle, die durch rechtwinklig von ihnen abzweigende Seitenkanäle miteinander verbunden sind. Die Hauptkanäle weichen nach einer Angabe von COE[37] um 15° - 17° im Uhrzeigersinn von der wahren Nordrichtung ab. ARMILLAS' Luftbildauswertungen[38] ergeben ein etwas differenzierteres Bild: Im Gebiet um Xochimilco schwanken die Werte zwischen 12° und 18°, westlich Xico liegen sie bei 14°, in den meisten anderen ehemaligen Chinampagebieten ergeben sich Azimute zwischen 18° und 26° mit einem Häufigkeitsmaximum bei 22°. Eine völlige Einheitlichkeit der Kanalverläufe ist bei den technischen Schwierigkeiten, vor die sich die Azteken bei der Anlage ihres über viele Quadratkilometer reichenden Dränagesystems in einer hochamphibischen Landschaft gestellt sahen, nicht zu erwarten.
Rechtsabweichungen von der Nordrichtung in der angegebenen Größenordnung sind in altindianischen Flurbildern, bei Pyramidenachsen, im Verlauf von Hauptstraßenzügen in den großen Zeremonialzentren etc. eine allgemein verbreitete Erscheinung. F. TICHY[39] hat sich in einer Reihe von Arbeiten mit diesem Problem beschäftigt und bestätigt die für Xochimilco angegebene Variationsbreite. Er hat die im Hochbecken von Mexiko ermittelten Werte auf einer Karte detailliert dargestellt. Auf die astronomisch-kultreligiösen Bezüge solcher Winkelabweichungen von den Kardinalrichtungen ist an anderer Stelle ausführlich eingegangen worden.[40] Ob man nun derartige Ordnungsprinzipien zugrundelegt, die unterschiedlichen Winkelabweichungen in Chalco-Xochimilco auf Vermessungsfehler oder auf eine Anpassung an die natürlichen Abflußrichtungen im See zurückführt - als Tatsache bleibt eine planmäßig in aztekischer Zeit entstandene Gitterstruktur bestehen, die nur von einigen Diagonalkanälen durchbrochen wird, die als Hauptverkehrswege radial von den wichtigsten Siedlungen am Seeufer ausgehen. Daß die von Kanälen begrenzten Chinampas von Anfang an fest dem Seeboden aufliegende, künstlich geschaffene Inselchen waren, besagt auch ihr Name: Das Nahuátl-Wort *chinampa* leitet sich von *chinámitl* ab und bedeutet in sinngemäßer Übersetzung ein „von Pfählen mit Flechtwerk eingezäuntes Landstück". Irgendein Hinweis darauf, daß es sich um ursprünglich schwimmende Gärten gehandelt habe, fehlt.

Das streng genormte Muster der mexikanischen Chinampalandschaft ist - um es noch einmal zu betonen - das Werk gelenkter Zusammenarbeit einer großen Menschengruppe, nicht das Ergebnis individueller Neulandgewinnung. Gelegentliche Abweichungen der Chinampas vom Grundschema erklären sich aus nachträglichen Veränderungen, etwa infolge von Überflutungsschäden, zeitweiser Aufgabe oder Vernachlässigung einer Parzelle oder Neulandgewinnung in jüngerer Zeit. Der einzige größere Komplex alter unregelmäßig gestalteter Chinampas, der im Gegensatz zu allen anderen Vorkommen jegliche Planung vermissen läßt, liegt bei Mízquic. Vermutlich ist er bereits in einer Zeit entstanden, bevor die Periode der systematisch betriebenen Trockenlegungsarbeiten begonnen hatte.

Nachdem mit dem Untergang des Aztekenreiches die zentral gelenkte Neulandgewinnung - nicht die Bewirtschaftung der Chinampas - zu Ende gegangen war, kamen andere, auf privater Initiative beruhende Formen der Schaffung zusätzlichen Ackerlandes auf. In einem Bericht aus dem 16. Jahrhundert heißt es von den im südlichen Seegebiet lebenden Bauern: „Sie legen Gartenparzellen an, indem sie mit Booten Rasensoden vom *Festland* holen und diese im flachen Wasser aufhäufen, so daß Beete von 3 - 4 *varas* Breite (etwa 2,50 - 3,40 Meter) entstehen, die den Wasserspiegel um ½ *vara* (40 - 45 Zentimeter) überragen. Zu einer Bauernstelle gehören viele solcher Beete, und ihre Besitzer fahren mit Booten zwischen ihnen hindurch, um ihre Anpflanzungen zu betreuen."[41]

Neben den durch Dränage und Erdaufschüttung entstandenen, dem Seeboden festaufliegenden Chinampas gab es - mindestens seit Beginn der Kolonialzeit - kleine, aus Gründen der Landersparnis auf schwimmenden Pflanzenteppichen angelegte *Saatbeete*. Auf ihnen wurden die Setzlinge für die eigentlichen bodenfesten Chinampas herangezogen. Diese aus Binsen, Gras und Zweigen hergestellten schwimmenden Saatbeete „waren 20 - 30 Fuß (etwa 6 - 9 Meter) lang und so breit, wie es dem Bauern bequem erschien... Auf ihnen zogen sie Gemüsepflanzen heran, um sie später umzusetzen, und sie ziehen die Beete mit einem Seil von einem Platz an einen anderen in der Lagune."[42] Gelegentlich mögen auch größere, frei auf dem Xochimilco-See treibende schwimmende Gärten entstanden sein, zumal solche aus anderen Teilen der Welt (s. u.) bekannt sind. Wenn dezimeterdicke Pflanzenteppiche weidendes Großvieh tragen können, wäre auf ihnen auch nach Auftragung von Seeschlamm die übliche Chinampabewirtschaftung durchaus möglich. Die Angaben von OROZCO y BERRA (1855) und SAPPER (1940) lassen

sich nicht einfach übersehen. Starkes Gewicht erhält in diesem Zusammenhang auch eine Bemerkung Miguel SANTAMARÍAS, daß der mexikanische Fiskus um die Mitte des 19. Jahrhunderts echte schwimmende Gärten wegen der Schwierigkeit der Besteuerung verboten habe.[43]

Die Schlußfolgerung aus dem Gesagten ist, daß das Chinampaproblem bisher zu einseitig unter dem Aspekt der einen *oder* anderen Entstehungsmöglichkeit gesehen wurde. Es gab im zeiträumlichen Neben- und Nacheinander sowohl durch Dränage oder Aufschüttung geschaffene ortsfeste Inselgärten als auch auf Polstern von Wasserpflanzen schwimmende Chinampas. Ihr eigentliches Gepräge erhielt freilich die Gartenbaulandschaft von Chalco-Xochimilco durch die planmäßig nach einem Gittersystem angelegten, dem Seegrund aufsitzenden Inselparzellen, die nach bescheidenen Anfängen als Ergebnis organisierter Gemeinschaftsarbeit auf die Aztekenzeit zurückgehen. Spätestens seit Beginn der Conquista existierten daneben durch Eigeninitiative der Bauern geschaffene schwimmende *Saatbeete* und - wenn auch wohl nur vereinzelt - wirklich schwimmende *Gärten,* die man entweder irgendwann landfest gemacht oder z. B. infolge der steuerbehördlichen Anordnung des vorigen Jahrhunderts wieder aufgegeben hat. Am Ende der Entwicklungsreihe steht die Anlage von Chinampas durch Übereinanderschichtung und Absenkung rechteckiger, aus dem schwimmenden Vegetationsteppich herausgeschnittener Pflanzenpolster und deren alljährliche Bedeckung mit frischem Seeschlamm, eine Landgewinnungstechnik, die man noch in jüngster Zeit beobachten konnte. So erweisen sich die eingangs erörterten unterschiedlichen Aussagen nur als scheinbare Widersprüche. Wahrscheinlich haben jene Autoren, die von *schwimmenden Gärten* sprachen, tatsächlich solche in der einen oder anderen Erscheinungsform gesehen, haben vielleicht auch den schwankenden Boden schwimmenden oder dem Seeboden aufliegenden, jedoch noch nicht konsolidierten Neulandes betreten und etwas zu großzügig die Gesamtheit der Chinampas als *schwimmende Gärten* bezeichnet.

Die große Zeit der Chinampawirtschaft im See von Xochimilco ist längst vorüber. Durch die Nähe der auf etwa 15 Millionen Menschen angewachsenen größten Stadt Lateinamerikas sind bereits schwere Umweltschäden eingetreten. Der ökologische Zusammenbruch bahnte sich an, als eine zu sorglose Distriktregierung in den frühen 50er Jahren keine Einwendungen gegen die Einleitung eines großen Teils der hauptstädtischen Abwässer in den See von Xochimilco erhob. Die Abwässer waren zwar mecha-

nisch gefiltert, enthielten aber noch alle Giftstoffe und gelangten als dunkle Brühe in den See. Eine zweite Verschmutzungsquelle sind die Abfälle der in den peripheren Elendsvierteln Mexikos lebenden ländlichen Zuwanderer. Allen Unrat pflegen sie in die ihren Siedlungen benachbarten *barrancas* zu werfen, enge, in die Randhöhen eingekerbte Schluchten, aus denen die Abfälle dann während der Regenzeit bis in den See von Xochimilco geschwemmt werden. Nach einer Studie der Autonomen Universität von Mexiko (UNAM) sind bereits 60 % der Blumen- und Gemüsesorten der Umweltverschmutzung zum Opfer gefallen. Die großen Tiefkühlfirmen der Metropole lehnten erstmals in den 60er Jahren die Verarbeitung von Gemüse aus Xochimilco ab. Um 1935 deckte Xochimilco noch fast den gesamten Gemüsebedarf der damals wenig über 1 Million Einwohner zählenden Hauptstadt! So ist man jetzt auf den Chinampas stärker als Anfang des Jahrhunderts zum Maisanbau übergegangen. Die Gründung einer „Kommission zur Rettung Xochimilcos" und Bemühungen des Ministeriums für Landwirtschaft und Wasserwirtschaft (SARH) in Verbindung mit dem Umweltministerium und der Bundes-Fischerei- und Landwirtschaftskommission haben infolge mangelnder Koordinierung bisher noch keine entscheidende Veränderung der Verhältnisse bewirkt.[44]

Vor nicht langer Zeit wurden in Xochimilco noch rund 15 000 Chinampas bewirtschaftet. Jetzt ist ihre Zahl auf 900 zurückgegangen, ihr Umfang von 3500 Hektar in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts auf 800 Hektar geschrumpft, von denen aber nur noch knapp die Hälfte genutzt werden.[45] Durch Dränagearbeiten im größeren Beckenbereich und höheren Trinkwasserverbrauch, der einen Rückgang der Süßwasserzufuhr zur Folge hatte, sind nach 1940 viele Kanäle verschlammt oder trokkengefallen. Neue Chinampas sind bis 1925 bei Mízquic, nach 1930 nur noch an einigen begünstigten Stellen angelegt worden, so im Norden von Xochimilco und im Osten von Tezompa.

Heute erreicht die Zahl der direkt oder indirekt von den *schwimmenden Gärten* in Xochimilco lebenden Familien kaum mehr als 2000. Sie finden ihren Lebensunterhalt als Blumen- und Gemüsegärtner, als Maisbauern, Bootsruderer oder Vermittler von Bootsfahrten, wenn der sonntägliche Ausflugsverkehr die hauptstädtische Bevölkerung in die *Gärten* lockt. Vor allem verdienen sie an den vielen Touristen, auf deren Besichtigungsprogramm obligatorisch auch eine Fahrt durch die Kanäle der Chinampas von Xochimilco steht. An Feiertagen, aber auch während der Reisezeit, gleiten die bunten, mit einem gewölbten Sonnendach versehenen Barken in dichter Folge hinter- und nebeneinander

durch die schmalen Wasserstraßen. Sonntags sind sie mit frischen Blumengirlanden geschmückt, wochentags genügen Imitationen aus Pappmaché oder Kunststoff. Fliegende Händler staken an den Ausflugsbooten vorbei, preisen gekochte Maiskolben, Maisfladen und Getränke an, Fotografen halten von anderen Booten Ausschau nach Kunden, Mariachikapellen und Marimbaspieler lassen weithin über das Wasser ihre Rhythmen schallen, legen seitlich an den Ausflugsbooten an und kassieren ihren Obulus. Motorboote sind glücklicherweise auf dem See nicht zugelassen. Alles wirkt wie ein fröhliches Volksfest, wenn auch mit stark kommerziellem Einschlag. Achtlos werfen die Besucher Speisereste, Getränkedosen und Flaschen in das grünlich-schwarze Wasser – sie ahnen die Gefahren nicht, die diese großartige altindianische Kulturlandschaft bedrohen.

Die „Seebauern" im Becken von Kaschmir

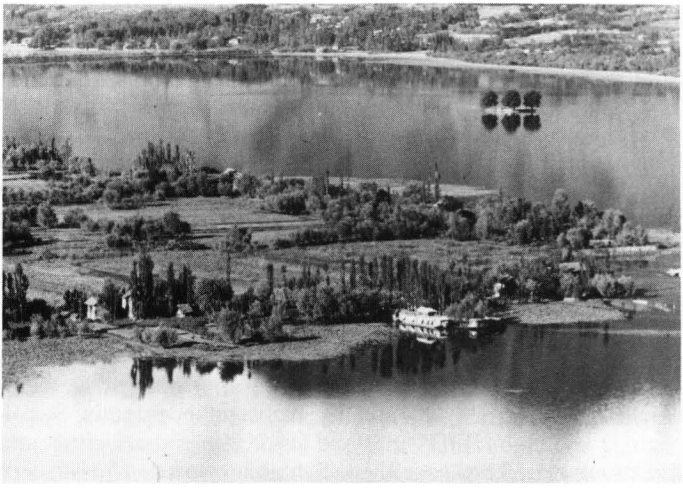
Das Becken von Kaschmir – das *Glückliche Tal* – ist eine intramontane Aufschüttungsebene des in einem großen Bogen dem Industiefland zustrebenden Jhelum-Flusses. Das von über 4000 Meter hohen schneebedeckten Gipfeln des Himalaya-Hauptkamms im Norden und des den Sommermonsun abschirmenden Pir Panjal-Gebirges im Süden umrahmte, in 1580 – 1900 Meter Meereshöhe gelegene Becken hat bei 35 – 50 Kilometer maximaler Breite eine Längsausdehnung von 135 Kilometer. Reichlicher Schmelzwasserzustrom durch die von allen Seiten herabkommenden Gebirgsflüsse und örtliche Niederschläge von 650 – 900 Millimeter haben einen weithin amphibischen Talboden geschaffen, auf dem sich neben zahlreichen kleinen Altwasserseen zwei größere Süßwasserseen erhalten haben: der Wular-See, den der Jhelum durchfließt, im nordwestlichen Teil des Beckens und der wesentlich kleinere Dal-See, an dem die durch ihre Paläste und Gärten aus der Moghulzeit berühmte Stadt Srinagar liegt.
Der Jhelum durchzieht in windungsreichem, von neun Brücken überspanntem Lauf die Stadt und ist durch Kanäle mit dem Dal-See verbunden. Der wasser- und sinkstoffreiche Fluß ist der Lebensspender und Lebenszerstörer im Kaschmir-Becken zugleich. 1841 und 1893 hat er katastrophale Überschwemmungen verursacht, weithin die Ernte vernichtet und über 2000 Häuser zerstört.[46] Durch Abflußverbesserungen und Deichbauten sind heute die Auswirkungen der Frühjahrshochwässer, die durch eine beschleunigte Schneeschmelze bei länger andauernden

Regenfällen zustande kommen, nicht völlig, jedoch weitgehend gebannt.
Den feuchten Talgrund konnten die Kaschmiri mit verhältnismäßig einfachen wasserbautechnischen Maßnahmen in ergiebige Naßreisfelder verwandeln. Auf den natürlichen Flußuferdämmen, Terrassenriedeln und Randhügeln werden auf Trokkenfeldern Mais, Hirse, Weizen, Gerste, Raps und Leinsaat, früher in stärkerem Maße als heute auch Baumwolle, Saffran und Tabak, angebaut. Dazu kommen Obstbaumpflanzungen, besonders von Aprikosen, Pfirsichen, Pflaumen, Äpfeln und Birnen. Haine von Walnuß-, Mandel- und Maulbeerbäumen vervollständigen das Bild einer von der Natur ungewöhnlich begünstigten Hochbeckenlandschaft.[47]

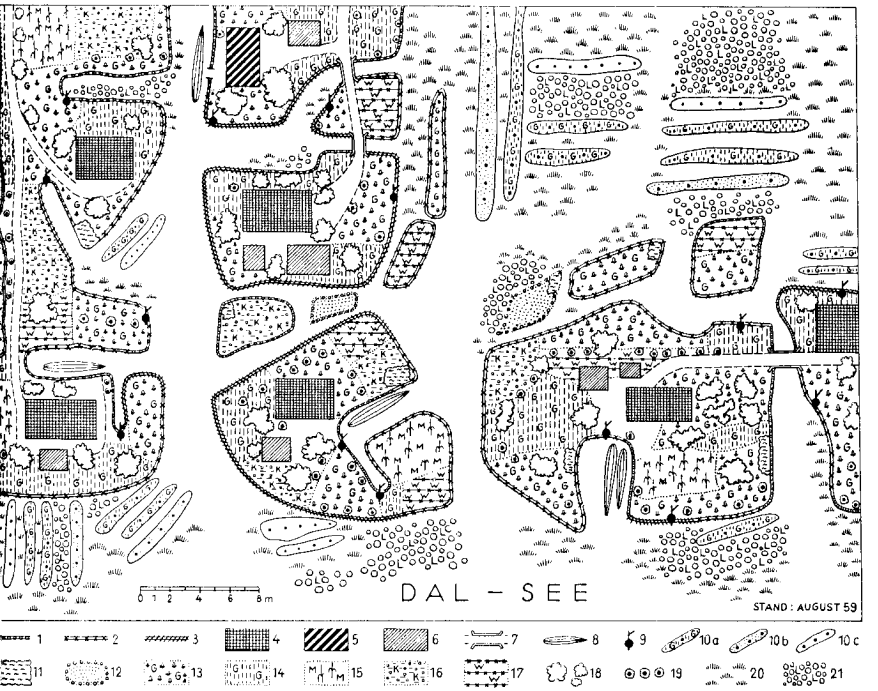
Feuchtland, Uferdämme, Schwemmkegel und Randhügel sind seit prähistorischen Zeiten kontinuierlich besiedelt. Der Naßreisanbau ist seit dem 8. Jahrhundert historisch belegt. Durch große Kanalbauten im 14. Jahrhundert konnte der Reisanbau als Terrassenkultur auch auf die höher gelegene Beckenrandzone ausgedehnt werden. Noch vor 40 Jahren waren die je Hof über kaum mehr als 0,5 - 2 Hektar bewässerungsfähiges Land verfügenden Bauern von den Maharadschas abhängige Pächter. Erst 1947 wurde die alte Feudalstruktur beseitigt. Diesem ersten Schritt folgten die Bodenreformen der Jahre 1948 und 1950, aus denen die bisherigen Pächter als freie Landeigentümer hervorgingen. Mit Einwohnerdichten von 130 - 180 Menschen/Quadratkilometer ist das Becken von Kaschmir zu einem Gebiet starker Bevölkerungskonzentration geworden.[48]

Der ackerbautreibenden, in großen Haufendörfern wohnenden Bevölkerung steht eine andere Sozialgruppe gegenüber: die der Vaisya-Kaste angehörenden landlosen Hanji. Es sind Menschen, die in ärmlichen Hausbooten (*dungas*) auf dem Dal-See und dem Jhelum in Srinagar leben, ihren Unterhalt durch die Beförderung von Waren und Menschen auf den Wasserwegen verdienen und sich zusätzlich vom Fischfang und dem Einsammeln von Wassernüssen und Seepflanzengemüse ernähren. Da ihnen der Erwerb von Grundbesitz auf dem festen Land versagt war, schufen sie sich ihren Lebensraum auf dem Wasser, besonders im Verlandungsbereich des seichten Dal-Sees bei Srinagar. Dort entwickelte sich eine zahlenmäßig nicht unbedeutende Sozialgruppe, die H. UHLIG[49] treffend als *Seebauern* bezeichnet und die durch klare gesellschaftliche Schranken von den Reisbauern der Haufendörfer des *festländischen* Altsiedellandes geschieden sind.

Im Gegensatz zu dem bei hohem Wasserstand etwa 260 Quadratkilometer großen Wular-See, der bei stürmischen Winden durch seine hohen Wellen und beträchliche Tiefe den Bootsleuten gefährlich werden kann, ist der Dal-See nur 4 Kilometer breit und 6,5 Kilometer lang. Sein flaches Wasserbecken ist in kräftiger Verlandung begriffen. Schilf und Rohrkolben säumen die Ufer, Seerosen- und Lotusfelder nehmen größere Flächen ein. Alle Pflanzen des Dal-Sees werden in irgendeiner Weise wirtschaftlich genutzt: Schilfrohr liefert das Rohmaterial für die Mattenflechterei, Wurzeln und junge Stengel einiger Wasserpflanzen werden als Gemüse gegessen, Lotus- und Wassernüsse dienen ebenfalls der Ernährung. Die runden Blätter und Stengel von *Limnanthemum nymphoides* gelten als vorzügliches Viehfutter.
Die landlosen Hanji haben über die Sammlung von Wildpflanzen hinaus ihre wirtschaftliche Basis durch die Anlage künstlicher Inseln und schwimmender Gärten wesentlich verbreitert. LAWRENCE[50] berichtete bereits vor fast 100 Jahren über die *Seebauern* des Dal-Sees, und UHLIG[51] bestätigte in jüngerer Zeit, daß sich an den Methoden der Landgewinnung und Landnutzung im Kaschmir-Becken bis heute - außer in der Rangordnung der Anbaugewächse - nichts geändert hat.
Die in den ufernahen Flachwassergebieten des Sees angelegten künstlichen Inseln werden *dembs* genannt. Wer die Absicht hat, sich ein solches Stück Neuland zu schaffen, sucht sich an einer



Schwimmende Beete, Lotos-Sümpfe und künstlich aufgeschüttetes Siedlungs- und Anbauland („dembs") im Dal-See.

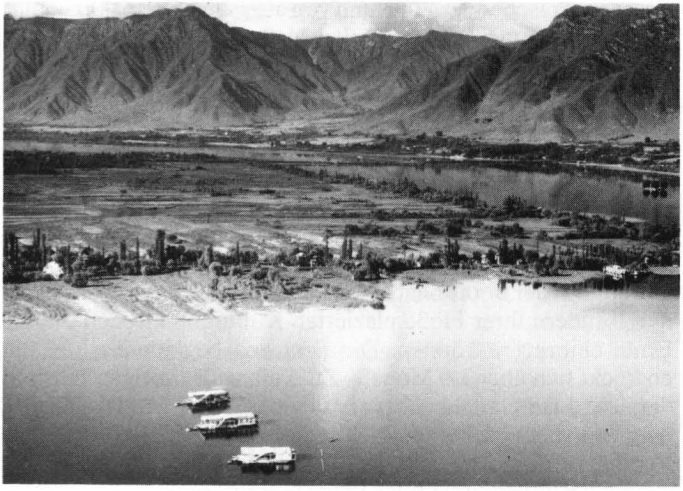


Schematische Darstellung der Landgewinnung, Siedlung und Nutzung der künstlichen Inseln und schwimmenden Gärten im Dal-See (n. H. Uhlig).
1 = Mit Pflöcken und Faschinen befestigter Rand des künstlich aufgeschlickten Landes („dembs"); 2 = Weiden am Rande von „dembs"; 3 = „Pergola"-Bau von Kürbis, Gurken und Bohnen am Rande von „dembs"; 4 = Wohnhaus; 5 = Basar; 6 = Stall, Schuppen; 7 = Fußweg mit Brücke; 8 = Boot; 9 = Schöpfbrunnen für künstliche Bewässerung; 10 = Schwimmende Beete, a) mit Melonen, Tomaten, Kürbis, b) neu, noch ohne Anbau, c) nur noch Gras oder verrottend; 11 = Schlick (Kompost aus Seepflanzen); 12 = Noch unbestelltes „demb" in Aufschüttung; 13 = Gemüse; 14 = Buschgemüse; 15 = Mais; 16 = Frühkartoffeln (z. Zt. abgeerntet); 17 = Weiden in flächenhafter Pflanzung; 18 = Obstbäume; 19 = Pappeln; 20 = Schilf; 21 = Lotus-Sümpfe.

besonders seichten Stelle den geeigneten Platz aus und steckt ihn mit Pfosten ab, die durch Reisiggeflecht miteinander verbunden werden. Den Raum innerhalb der Umzäunung füllen die Seebauern, die Mirbahri, mit Bootsladungen von Wasserpflanzen und Faulschlamm bis zu einer Höhe von etwa 1 Meter über dem normalen Seespiegel auf. Jahr für Jahr werden neue Lagen von Schwimmpflanzen und Schlick aufgetragen und Reihen von Weiden oder Pappeln zur weiteren Befestigung der *dembs* ange-

pflanzt. Die Technik der Neulandgewinnung zeigt eine verblüffende Übereinstimmung mit derjenigen der zeitgenössischen Chinamperos im Hochbecken von Mexiko. Aber in ihrer Form unterscheiden sich die künstlichen Inseln beider Gebiete: Im See von Xochimilco ordnen sie sich in ein altüberliefertes Rechteckmuster ein, im Dal-See haben sie eine unregelmäßige, den jeweiligen Wünschen der Besitzer oder den örtlichen Verhältnissen entsprechende Gestalt. Überdies liegen Wohnhaus, Ställe und Schuppen der Seebauern auf den einzelnen Inseln, was zwar in Xochimilco während der Aztekenzeit ebenfalls üblich war, aber heute, abgesehen von einigen temporär bewohnten Feldhütten, nicht mehr der Fall ist. Stallungen fehlten freilich den indianischen Chinamperos, und auch bei den Kaschmiri beschränkt sich die Haltung von Haustieren auf Wassergeflügel und einige Milchkühe, die man hauptsächlich mit auf Booten herangebrachten Schwimmpflanzen füttert. Zur Gewinnung von Winterfutter werden die Weiden und Pappeln am Rande der *dembs* geschneitelt. UHLIG hat eine detaillierte schematische Darstellung der Seebauern-Siedlungen im Dal-See gegeben (siehe vorige Seite). Auf den *dembs* werden verschiedene Gemüsearten, Mais, Frühkartoffeln, Melonen, Gurken, Kürbisse, Zwiebeln, Rettiche, Auberginen, Bohnen, Raps und Tabak angebaut. Mit Schöpfgalgen lassen sich - wenn nötig - die Kulturpflanzen bewässern. In kleinen *Hafen*buchten, durch die die Inselchen ihre zerlappte Gestalt erhalten, liegen die schnabelförmigen, flachgehenden Boote, mit denen die Seebauern ihre Produkte auf die Märkte nach Srinagar bringen. Auf einem verzweigten Kanalnetz und dem Lauf des Jhelum gelangen sie in alle Teile der Stadt. Die Bauern brauchen aber ihre Boote auch, um von den *dembs* ihre im näheren oder weiteren Seebereich gelegenen schwimmenden Gärten zu erreichen, die ihre begrenzte Anbaufläche auf den Inselchen - meist weniger als 0,2 Hektar - wesentlich ergänzen.

Im Unterschied zu den kontrovers diskutierten *schwimmenden* Gärten von Xochimilco sind diejenigen des Dal-Sees kein *Problem*. Sie existieren tatsächlich, sind voll genutzte Gärten und nicht nur kleine schwimmende Saatbeete. Sie werden jetzt noch in der gleichen Weise wie früher angelegt und sind sozusagen Außenmärkerparzellen ihrer auf den künstlichen Inseln lebenden Besitzer.
Eine erste ausführliche Beschreibung dieser schwimmenden Gärten, für die in Kaschmir die Bezeichnung *rádh* gebräuchlich ist, gaben W. MOORCROFT und G. TREBECK[52], die zwischen 1819 und 1825 auf ihrer großen Asienreise auch nach Kaschmir



Landgewinnung der „Seebauern" im Dal-See bei Srinagar.

kamen. Zu ihrer Zeit pflegten die Seebauern aus dem Schwimmpflanzenteppich zusammenhängende Stücke von etwa 2 Meter Breite und unterschiedlicher Länge herauszuschneiden. Sie trennten die Pflanzen 50 - 60 Zentimeter unter dem Wasserspiegel von ihren Wurzelstengeln, kappten die über die gewünschte Oberfläche aufragenden Blatt- und Blütenschäfte und bedeckten das entstandene Floß mit Faulschlamm vom Seegrund. Die weiteren Ausführungen der beiden Autoren entsprechen mit kleinen Abweichungen denjenigen, die man in dem 50 Jahre später erschienenen Kaschmir-Werk von W. R. LAWRENCE[53] nachlesen kann. „Diese knapp 2 Meter breiten und 5 - 20 Meter langen, aus Bündeln und Geflechten von Schilfrohr gefertigten Flöße", schreibt er, „können von einem Platz zu einem anderen gezogen werden und lassen sich durch Pfosten fest verankern, die man an den vier Ecken in den weichen Seeboden stößt. Wenn ein *rádh* stabil genug ist, um das Gewicht eines Menschen zu tragen, werden Schwimmpflanzen und Schlamm aus dem See geschöpft und auf das Floß geschüttet. Die in geringen Abständen voneinander angelegten runden ‚Komposthaufen' heißen *pokar* und sind groß genug für je zwei Melonen- oder Tomatenpflanzen bzw. vier Setzlinge von Wassermelonen oder Gurken. Alles, was die Pflanzen für ein gutes Wachstum brauchen, ist vorhanden: ein fruchtbarer Boden, reichlich Feuchtigkeit und die warme Sommersonne Kaschmirs. Dies zusammen trägt dazu bei, Ern-

ten in überraschender Fülle und von ausgezeichneter Qualität zu erzielen. Es ist nicht ungewöhnlich, daß eine Pflanze bis zu 30 voll ausgewachsene Früchte liefert, das sind 90 - 100 Früchte von jedem Pflanzenhügel." J. DUPUIS[54], der in jüngerer Zeit das Becken von Kaschmir in einer vergleichenden Studie behandelte, konnte den beiden älteren Berichten nichts wesentlich Neues hinzufügen.

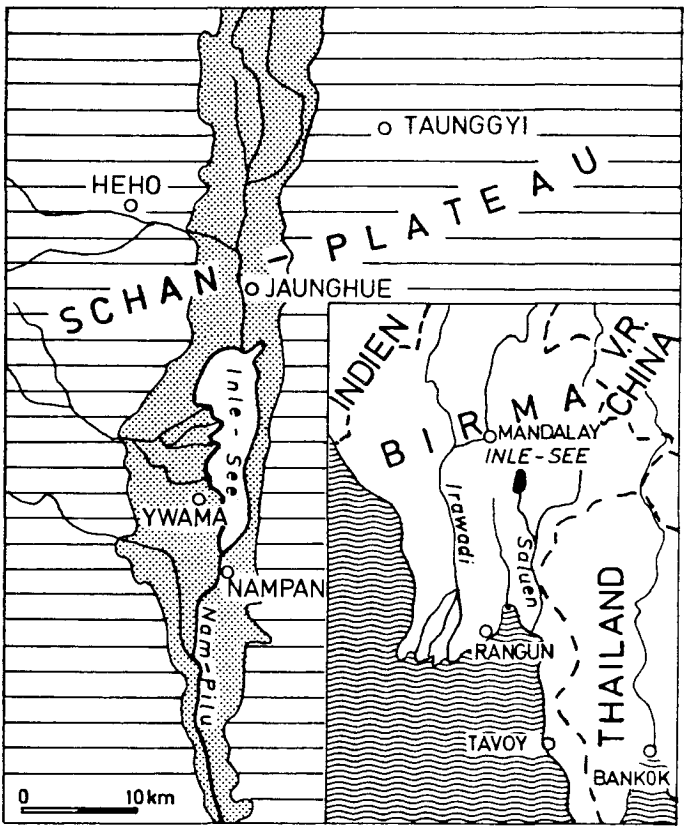
Die schmalen, langgestreckten schwimmenden Gemüsebeete werden in der Regel parallel zueinander im Abstand von 1 - 2 Meter festgelegt, so daß zwischen ihnen gerade Platz für die Durchfahrt der Boote bleibt, von denen aus die Bauern die an beiden Rändern ihrer Flöße plazierten Kulturen betreuen und die Ernte einbringen können. Die Erntezeit beginnt im Juni und erstreckt sich über 3½ Monate. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sind die Gartenbesitzer häufig bestohlen worden. Diebesbanden kamen nachts auf 2 - 3 Booten, lösten die *rádhs* aus ihrer Verankerung und zogen sie mit Seilen an andere Stellen des Sees, wo die Bestohlenen sie nur schwer wiederfinden und identifizieren konnten. Gegen den Raub ganzer Inselgärten und den nicht minder häufigen Diebstahl eines Teils der Gemüseernte schützten sich die Eigentümer durch Bootswachen und Verbarrikadierung der Kanaleinfahrten mit Gestrüpp. Abdriftungen bei Sturm waren eine geringere Gefahr, da eine geschlossene Schwimmpflanzendecke die *rádhs* vom offenen Wasser trennte. Auf UHLIGS Plan sind im Umkreis der künstlichen Inseln auch die schwimmenden Gemüsebeete eingezeichnet, LAWRENCE[55] bringt von ihnen ein informatives Bild.

Die Seebauern im Becken von Kaschmir sind spezialisierte Marktgartenbauern, die in erster Linie den Frischgemüsebedarf Srinagars decken und für die Eigenversorgung den Reichtum des Dal-Sees an Wildnahrungspflanzen und Fischen nutzen (s. o.). Einen guten Nebenverdienst finden viele von ihnen als Ruderer auf den zahlreichen *shikaras,* gondelartigen Schnabelbooten, die, mit herzförmigen Paddeln fortbewegt, lautlos über die glatte Wasserfläche gleiten. Von Motorbooten ist der Dal-See bisher verschont geblieben. Mit ihren bunten Baldachinen, Sonnenvorhängen, Teppichen, bequemen Polstern und Kissen erfüllen die Shikaras mehrere Zwecke. Einmal sind sie das traditionelle Verkehrsmittel auf dem See, *Wassertaxis,* die sich zu Dutzenden auf den Srinagar durchziehenden Kanälen drängen, den Dal-See und den benachbarten kleinen Nagin-See befahren. Zum anderen gehört zu jedem der vielen geräumigen und luxuriös eingerichteten Hausboote, die in beiden Seen liegen und vermietet werden, auch eine Shikara mit eigenem Bootsmann, der die

Hausbootgäste zum Boulevard, der festen Uferstraße Srinagars, rudert oder mit ihnen zu anderen Ausflugszielen auf dem Dal-See fährt. Früher waren die Hausbootgäste britische Kolonialoffiziere und Beamte, die mit ihren Familien aus dem heißen indischen Tiefland kamen, heute bewohnen Touristen aus aller Welt diese reizvollen schwimmenden Hotels. Sie werden morgens und abends umschwirrt von Shikara-Flottillen fliegender Händler, die den Fremden Obst, frische Blumen, Kaschmirschals, Teppiche, Silberarbeiten und andere handwerkliche oder kunstgewerbliche Erzeugnisse zum Kauf anbieten.

Pfahlbaudörfer und schwimmende Gärten im Inle-See

Gleich einem plumpen Keil stoßen die Schan-Staaten Birmas nach Osten vor. Sie bilden das politisch unruhige Grenzgebiet gegen China, Laos und Thailand. Die Bezeichnung *Schan-Hochland* ist weniger aussagekräftig als der morphographische Begriff *Schan-Plateau,* denn es handelt sich um eine leichtwellige, von 1200 Meter im Westen auf 1650 Meter Meereshöhe im Osten ansteigende Hochfläche, aus der örtlich bis zu 2370 Meter erreichende Gebirgszüge aufragen. Das Plateau wird von einem nord-süd-streichenden Grabenbruch durchzogen, dessen Steilränder die langgestreckte, durch das Auftreten warmer Quellen bezeugte tektonische Depression im Osten und Westen scharf begrenzen. An der breitesten und tiefsten Stelle des Grabens, etwa auf 900 Meter Höhe, 40 Kilometer südlich der Schan-Hauptstadt Taunggyi und 450 Kilometer Luftlinie von Rangun entfernt, liegt der - je nach Wasserstand - 90 bis 145 Quadratkilometer große Inle-See, der einzige größere Binnensee des Landes.
Der Fuß des östlichen, sich mauerartig bis 750 Meter über den Wasserspiegel erhebenden Steilrandes stößt bis dicht an das Seeufer vor; die nur 300 - 500 Meter hohe westliche Bruchstufe liegt weiter zurück, so daß sich zwischen sie und den See ein 4 - 5 Kilometer breiter stark versumpfter Uferstreifen einschiebt. Dem geschlossenen, durch einige kurze Kerbtäler kaum gegliederten östlichen Steilrand steht der weniger abrupt ansteigende westliche Grabenrand gegenüber, den mehrere, teilweise längere Flüsse zerschnitten haben, die ein weites Einzugsgebiet zum Inle-See entwässern. Im Vergleich zu ihnen ist der südliche Abfluß des Sees, der Nam-pilu, nur ein bescheidenes Flüßchen. Es versickert schon nach kurzer Laufstrecke im Kalksteinuntergrund und scheint durch Karströhrensysteme mit den Nebenflüssen des Saluen verbunden zu sein. Das Mißverhältnis zwi-



Der Inle-See in Birma (Entwurf: H. Wilhelmy nach verschiedenen Kartenvorlagen).

schen dem starken Zufluß in der sommerlichen Regenzeit mit 1200 - 1750 Millimeter Niederschlag und dem geringen Abfluß durch den Nam-pilu läßt vermuten, daß ein erheblicher Teil des Wassers bereits durch Karstschwinden im Seeboden abgeführt wird.

Bei nur 2 - 3 Meter normaler und 4 - 6 Meter maximaler Tiefe in der Regenzeit hat die offene Seefläche eine entsprechend schwankende Längsausdehnung von 14 - 20 Kilometer bei einer Breite von 6 - 10 Kilometer. Ausgedehnte anmoorige Sümpfe in der Uferregion, verlandete und von Schwimmpflanzen bedeckte Areale, besonders am nördlichen Ende, am Westufer und in der südlichen Fortsetzung des Sees, zeigen an, daß seine frühere

Pfahlbauhäuser der Intha im Inle-See.

Ausdehnung ein Mehrfaches der heute offenen Wasserfläche betragen hat. Im Pleistozän soll der Inle-See eine Längsausdehnung von 160 Kilometer und eine Tiefe bis zu 50 Meter gehabt haben.[56] Die vom westlichen Plateaurand herabkommenden Flüsse bauen ihre Deltas kräftig in das Seebecken vor und tragen ihren Anteil zum Verschwinden des heute nur noch flachen Wasserkörpers bei.

Der Inle-See und seine nähere Umgebung sind der Lebensraum der Intha (= „Leute vom See"), einer Stammesgruppe von etwa 50 000 Menschen inmitten der anderssprachigen, den nördlichen Thaivölkern angehörenden Schan. Die Intha sind wahrscheinlich im 18. Jahrhundert als Kriegsgefangene aus dem am Ansatz der malayischen Halbinsel gelegenen Gebiet von Tavoy in die südlichen Schan-Staaten umgesiedelt worden.[57] Nach einer anderen, allerdings durch keine literarischen Quellen belegten Version[58] sollen die ersten Intha bereits 1359 aus der Tavoy-Region an den Inle-See gekommen sein. Dort bewohnen sie am und im Wasser 80 - 90 kleine Dörfer. Die drei größten sind Jaunghue (Yaungshwe) und Nampan am Nord- und Südzipfel und die Inselsiedlung Ywama im südwestlichen Teil des Sees.

Die Häuser der Intha in den Dörfern am Ufer, auf den künstlichen Inseln oder im Wasser stehen auf hohen Teakholzpfählen. Sie sind ein- oder zweistöckig, haben offene, nur mit Läden verschließbare Fenster, in der Regel eine Veranda mit zuweilen kunstvoll geschnitzter Holzbrüstung. Bambusstege verbinden

Die Pagoden von Ywama im Inle-See, Birma.

die nur durch schmale Kanäle voneinander getrennten Häuser und Hausgruppen, bei weiteren Entfernungen benutzt man das Boot. Allein die buddhistischen Tempel und Klöster sind, auch auf den Inseln im See, keine Pfahlbauten. Im Umkreis der oft jahrhundertealten Pagoden erheben sich jeweils bis zu einem Dutzend großer und kleiner spitzer Stupas. Zentrales Heiligtum im Inneren der täglich mit frischen Blumen geschmückten Tempel sind große vergoldete Buddhastatuen: in der Nam-hu Pagode fünf, in der Paung-dau Pagode von Ywama drei, die von den Gläubigen im Laufe der Zeit immer wieder mit Blattgoldflitter überklebt worden sind, so daß die Buddhagestalten kaum noch als solche erkennbar sind.

Die auf festem Grund am Seeufer siedelnden Intha leben vom Naßreis-, Zuckerrohr- und Obstanbau, die Seebauern vom Gartenbau und Fischfang. Der Fremde, der ihre Pfahlbaudörfer besuchen will, muß sich in Jaunghue am Nordufer des Sees eines der wenigen mit Außenbordmotor ausgerüsteten Boote mieten, um in fast zweistündiger Fahrt durch einen in der Verlandungszone künstlich geschaffenen Kanal das innere Seegebiet mit den Pfahlbausiedlungen zu erreichen. Die schmale Fahrrinne ist zwar vom übermannshohen Schilfrohr befreit, das als geschlossene Wand den Blick nach beiden Seiten verwehrt, hat sich aber an dessen Stelle mit Schwimmpflanzen - Wasserhyazinthen, Lotus u. a. Gewächsen - überzogen, die teils zusammenhängende Vegetationsteppiche bilden, teils als von den Booten zerris-

sene Fetzen vorübertreiben. Einer der beiden Bootsleute muß ständig mit einer langen Stange die Pflanzenansammlungen zerteilen, um eine Blockierung des Motors zu verhindern. Einfacher haben es die Besitzer der traditionellen schlanken Nachen, die

Zentrales Heiligtum der Stupas sind große, mit Blattgold überzogene Buddhastatuen.

Boote auf der Fahrt durch den Schilf- und Schwimmpflanzengürtel des Inle-Sees.

sich dank ihres geringen Tiefgangs und ihres sich schnabelförmig sanft aus dem Wasser heraushebenden Bugs mit geringer Mühe durch das Pflanzendickicht staken lassen. Der massive Schilf-und Wasserhyazinthenbewuchs trägt wesentlich zur Auskämmung und zur raschen Sedimentation der von den Zuflüssen herangeführten Sinkstoffe bei.

Das Ende des breiten Schilfgürtels und die Nähe des ersten Pfahlbaudorfes kündigt sich durch Abzweigungen kleiner, von Schwimmpflanzen befreiter Seitenkanäle an, die ein wohlgeordnetes System schwimmender Gärten (birmanisch: *kywan myo*) begrenzen. Die einzelnen rechteckigen Beete sind mit langen, in den Seegrund gerammten Bambusstangen am vorgesehenen Platz verankert und mit gärtnerischer Sorgfalt bearbeitet. Angebaut werden Tomaten, Auberginen, Stangenbohnen, Kürbisse, Melonen, Chili, Paprika, Salat und verschiedene Kohlarten. Jeder schwimmende Garten ist nur für ein Hauptgewächs bestimmt, das in Reihen unter Beachtung eines jährlichen Fruchtwechsels angebaut wird, z. B. Auberginen - Chili - Auberginen ... oder Chili - Zwiebeln - Chili usw. Ein etwa 50 Zentimeter breiter Rand um jede Insel wird für Salat, Blumenkohl oder Taro freigehalten, und ganz an der äußersten Kante pflanzt man an schräg über das Wasser geneigten Stangen Gurken oder Kletterbohnen. Bunte Beete mit Blumen für den Tempelschmuck, vor allem Astern, finden sich vornehmlich in Hausnähe. Weiden und Pappeln, die für den Xochimilco- und Dal-See so land-

schaftsprägend sind, fehlen als dauerhafte Kantenbefestigung der schwimmenden Gärten des Inle-Sees.
Jedem Intha steht es frei, sich eine beliebige Zahl schwimmender Gärten anzulegen. Er braucht nur in den Wasserhyazinthenfeldern ein ihm geeignet erscheinendes Stück mit vier in den Seegrund gestoßenen Baumbusstäben zu markieren, um sich damit seinen Besitzanspruch zu sichern. Dies geschieht gegen Ende der Regenzeit. Gewöhnlich wählt man ein Stück von 1,50 Meter Breite und 10 - 15 Meter Länge. Vom Boot aus werden die über den Wasserspiegel aufragenden Pflanzenteile gekappt und nach mehrtägigem Trocknen an der Sonne abgebrannt. Als nächsten Schritt hat der Intha das so vorbereitete Stück aus dem geschlossenen Pflanzenteppich herauszulösen. Dazu bedient er sich einer etwa 2 Meter langen fuchsschwanzartigen Stichsäge. Bis zu den Knien im Wasser stehend, zerschneidet er ohne sonderliche Kraftanstrengung den Pflanzenfilz. Einige andere Männer helfen ihm von Boot aus mit Bambusstangen das markierte Stück festzuhalten und das Floß nach beendeter Arbeit mit Bootshaken in die Nähe seines Hauses zu bugsieren. Die erwünschte Dicke des neuen schwimmenden Gartens liegt bei 1 - 1,50 Meter. Ist der Vegetationsteppich dünner, kann er das Gewicht der künftig auf ihm angelegten Gartenkulturen nicht tragen, ist er dicker, bereitet der Transport zum neuen Liegeplatz Schwierigkeiten. Dort angekommen, umzäunt der Seebauer sein Stück Neuland mit Reihen von Bambusstäben, breitet vom Seeufer geholte Erde

Schwimmende Gärten im Inle-See. Sie sind mit Bambusstangen im Seegrund verankert.

und vom Seeboden geschöpfte Algen als Dünger darauf aus. Für eine Fläche von 15 Quadratmeter sind mindestens je acht Boote voll Erde und Algen erforderlich. Damit ist der Garten fertig für die Anpflanzung von Tomaten, Auberginen, Chili etc.
Hauptpflanzzeit ist die winterliche Trockenperiode, wenn im *festländischen* Birma die Arbeit auf den Feldern ruht und sich Frischgemüse gut auf den städtischen Märkten, besonders in Taunggyi, absetzen läßt. Ein Begießen der Kulturpflanzen erübrigt sich: mit Stangen oder durch Betreten braucht der Bauer seinen schwimmenden Garten nur ein wenig unterzutauchen. Schmale Kanäle zwischen den einzelnen Beeten erlauben ihm alle Arbeiten vom Boot aus - das Umsetzen der auf kleinen Saatbeetinseln herangezogenen Pflänzchen, Hacken und Häufeln, die Ernte und die alljährliche Aufbringung mehrerer Bootsladungen neuer Erde und Algen zur Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit.[59]
Die Neulandgewinnung der Intha mit Hilfe der dichtverfilzten Pflanzenteppiche aus Wasserhyazinthen kann noch nicht alt sein. Die Wasserhyazinthe (*Eichhornia crassipes*) ist in den südamerikanischen Tropen beheimatet und erst um die Jahrhundertwende nach Südostasien gekommen: 1894 nach Java, 1902 nach Vietnam und von dort nach Hongkong und Ceylon.[60] Unter den 725 von H. COLLET 1887/88 in Oberbirma und den südlichen Schan-Staaten (einschließlich des Inle-Sees) gesammelten Pflanzenarten ist *Eichhornia* noch nicht vertreten.[61] Auch R. G. WOODTHORPE[62], der wenig später den Inle-See besuchte, erwähnt sie nicht, dennoch besaßen die Intha zu seiner Zeit bereits mit Tomaten, Wassermelonen und Gurken bepflanzte schwimmende Gärten. Für ihre Konstruktion müssen also damals noch andere Pflanzenarten als heute verwendet worden sein. WOODTHORPE spricht von „langstieligen, im Seeboden verwurzelten Wasserpflanzen, die fast bis zur Oberfläche reichen". Vermutlich handelte es sich um eine der weltweit im gesamten Tropengürtel verbreiteten *Pontederia*arten, die dann seit der Jahrhundertwende durch die eingewanderte, mit ihnen verwandte freischwimmende südamerikanische Wasserhyazinthe verdrängt worden ist.
Der botanische Exkurs lehrt uns, daß die *Erfindung* der schwimmenden Gärten im Inle-See älter ist als die Einwanderung der Wasserhyazinthe, aber seit wann die Intha diese Form eines aquatischen Gartenbaus betreiben, ist unbekannt. Höchstwahrscheinlich ist er von dem versumpften westlichen Seeufer ausgegangen, an dem die vom Schan-Plateau herabkommenden Flüsse große Mengen von Alluvionen aufgeschüttet haben. Dieses bei regenzeitlichem hohem Seespiegel überflutete

Schwemmland fällt bei sinkendem Wasserstand trocken. Die Intha nutzen diesen Umstand, indem sie während der Trockenperiode (Oktober bis Dezember) im Bereich der Schlammbänke rechtwinklig sich kreuzende Kanäle ausheben, die jeweils Landstücke von 5 - 10 Meter Breite und 8 - 20 Meter Länge begrenzen. Der Aushub dient zur Aufhöhung der Beete über das Hochwasserniveau, das Kanalnetz dem Bootsverkehr zwischen den gewonnenen, mit dem Untergrund fest verbundenen Garteninseln. Wenn der Schlamm aus den Kanälen zur erforderlichen Erhöhung nicht ausreicht, werden Fetzen von Wasserhyazinthenteppichen zusätzlich auf die Beete gezogen. Dies muß gewöhnlich alle Jahre wiederholt werden, denn das Ziel der Bauern ist, ein ganzjährig überschwemmungssicheres Grundstück zu erhalten, auf dem sie auch ihr Pfahlbauhaus oder - wenn möglich - ihre Heimstatt am Boden auf einer Plattform errichten können.
Diese Methode der Neulandgewinnung entspricht bis in die Einzelheiten der einst von den Azteken praktizierten Chinampa-Dränage im Hochbecken von Mexiko. Selbst das exakt rechtwinklige Gittersystem der Parzellenaufteilung erinnert an Xochimilco, wenn auch das Areal der „Intha-Chinampas" wesentlich kleiner ist als dort und ihr auch kein zentrales Planungskonzept zugrunde liegt. Im kulturlandschaftlichen Erscheinungsbild gibt es freilich auch einige Unterschiede. Am auffälligsten sind die vom Rand der Inselgärten schräg über das Wasser hinausragenden Spaliere für Kletterpflanzen, die sich oft über der Mitte der schmalen Kanäle berühren, so daß tunnelartige *Wasserlauben* entstehen. Stangenbohnen, Gurken etc. können vom Boot aus bequem geerntet werden. Auf den durch palisadenähnliches Bambusflechtwerk vor Kantenabbrüchen gesicherten ortsfesten Inselgärten werden die gleichen Gemüsearten angepflanzt wie auf den schwimmenden Inseln, nur beschränkt man sich nicht wie dort auf jeweils ein bestimmtes Kulturgewächs, sondern kann in Anbetracht der größeren Breite der „Chinampas" in mehreren Reihen abwechselnd Tomaten, Auberginen, Chili oder Blumenkohl pflanzen. Auf kleinen, in der Nähe der Häuser stationierten schwimmenden Saatbeeten, die mit Küchenabfällen besonders sorgfältig gedüngt werden, ziehen auch hier die Gärtner die Jungpflanzen heran. Wenn die Trockenzeit ihren Höhepunkt erreicht hat (Dezember/Januar), werden sie umgesetzt.
Unter 66 näher untersuchten Dörfern fanden BRUNEAU und BERNOT[63] nur eins, dessen Bewohner ausschließlich von der Gärtnerei leben. In 16 Seeufersiedlungen betreiben sie kombinierten Reis- und Gartenanbau, in 8 weiteren Dörfern gehen sie

neben der Gärtnerei einem zusätzlichen handwerklichen Erwerb nach. Die Männer arbeiten als Goldschmiede und Verfertiger von Metall- und Holzwaren, die Frauen als Weberinnen und Schneiderinnen. Fast in jedem der Dörfer gibt es andere Kombinationen zwischen feldbaulichen und handwerklichen Tätigkeiten. Für Reisbauern und Gärtner von 19 Dörfern bildet neben der Haltung von Wasserbüffeln und Geflügel der Fischfang eine weitere wichtige Nahrungsquelle.
Das offene Wasser des Inle-Sees außerhalb des Schilfgürtels ist kristallklar, und vom Boot aus lassen sich die Standorte der Fischschwärme leicht ausmachen, zumal die Intha ihre Nachen stehend fortbewegen. Im tieferen offenen Wasser staken sie die Boote nicht, sondern bedienen sich einer nur bei ihnen entwikkelten Rudertechnik: Sie stehen am Bug oder Heck ihres Bootes auf dem linken Bein, haben das rechte um ein langes Ruder geschlungen und nutzen die Hebelkraft des Beins für eine erstaunlich flotte Fahrt. Die linke Hand haben sie frei, um bei Sichtung eines Fisches blitzschnell einen großen kegelförmigen Bambuskorb in das Wasser zu lassen und den Fisch mit dem von oben durch eine Öffnung in der Reuse geführten Dreizack zu stechen. Dabei erleichtert ihnen ein halbkreisförmiger Ausschnitt am Bootsende, durch den dieses ein merkwürdig gegabeltes Aussehen erhält, die Arbeit des Ausbringens und Einholens des Fangkorbs. Pfahlbauten, schwimmende Gärten, ortsfeste Garteninseln und Beinruderer - sie repräsentieren eine von der

Fischer („Beinruderer") auf dem Inle-See.

modernen Zeit noch kaum veränderte urtümliche Lebensform im Herzen von Birma, wie sie schon bestanden hat, bevor die ersten Europäer im vorigen Jahrhundert an den Inle-See kamen.

Konvergenz oder Diffusion?

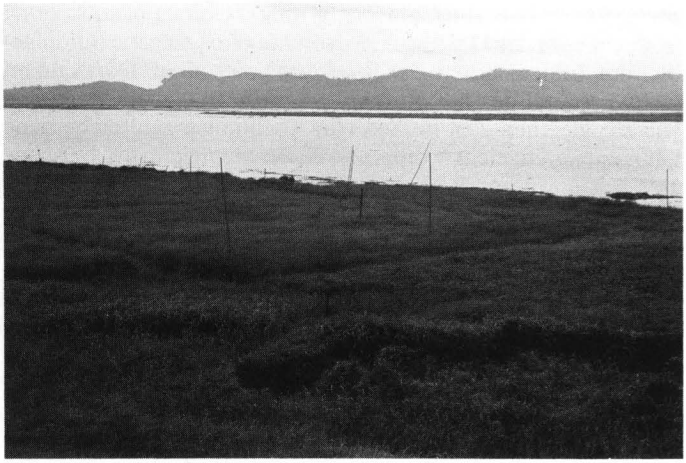
Die drei Beispiele schwimmender Gärten zeigen in den Methoden der Landgewinnung und den Formen der Bewirtschaftung des Neulandes eine derartige Fülle von Übereinstimmungen, daß sich der Gedanke einer Übertragung (Diffusion) aus einem Ursprungszentrum in landschaftsökologisch ähnliche Gebiete geradezu aufdrängt. Dennoch spricht die große räumliche Entfernung zwischen Mexiko, Kaschmir und Birma gegen eine solche Annahme. Viel wahrscheinlicher ist es, daß diese eigenartige Technik der Landgewinnung und Landnutzung in amphibischen tropischen Gebieten als eine örtlich spontan entdeckte Möglichkeit der Lebensraumerweiterung zu deuten ist – als Antwort des Menschen auf eine Herausforderung, vor die er sich als Bewohner oder Anrainer flacher See- und Sumpfgebiete gestellt sah.
Für eine unabhängige, konvergente Entstehung schwimmender Gärten oder künstlicher Garteninseln sprechen außer der geographischen Situation vor allem die großen zeitlichen Unterschiede ihres Auftretens. Nach bisheriger Kenntnis sind die mindestens 700 Jahre alten Chinampas im Becken von Mexiko das älteste Beispiel für eine planmäßig betriebene Neulandgewinnung im ufernahen Sumpfgebiet eines flachen Hochlandsees. Das auf eine zentrale Organisation zurückzuführende Gittermuster des Flurbildes mit parallelen, sich senkrecht kreuzenden Kanälen und rechteckigen Ackerbeeten blieb nach Umfang und astronomisch-kultreligiöser Orientierung eine einmalige Erscheinung in der Welt. Es hatte zwar auch nach dem Untergang des Aztekenreichs Bestand, aber andere, nun nicht mehr staatlich gelenkte Formen der Neulandgewinnung kamen hinzu: Aufschüttungen mit Erde vom Festland, Übereinanderschichtung von Pflanzenteppichen bis zur erreichten Bodenberührung und die Anlage echter schwimmender Saatbeete und Gärten.
Nur innerhalb des engeren zentralamerikanischen Raumes scheint sich die Chinampawirtschaft weiter ausgebreitet zu haben, so z. B. bis in das feuchtheiße Mayatiefland.[64] Vorbild dafür kann jedoch aus zeitlichen Gründen nicht die straffe Organisationsform der Aztekenzeit, sondern nur die dieser vorange-

Mit Maniok bepflanzte schwimmende Beete der Melanesier auf dem Sepik/Neu-Guinea.

gangene Phase der ohne feste Planung durchgeführten Landgewinnungsarbeiten (wie bei Mixquic) gewesen sein. Im Mayaland, dessen kulturelle Blütezeit von 300 - 900 n. Chr. reichte, boten die zahlreichen amphibischen Niederungen (poljenartige *bajos*) beste Voraussetzungen für die Gewinnung fruchtbaren Neulandes. Nachdem WILKEN[65] dort schon 1971 Chinampas vermutete, sind wenige Jahre später im südwestlichen Quintana Roo, im Bajo Morocoy, durch sorgfältige Luftbildauswertung neun Chinampaareale unterschiedlicher Größe mit deutlich gegeneinander abgesetzten Ackerbeeten nachgewiesen worden. Die ehemaligen Feldgrenzen heben sich durch die dunklere Färbung und andersartige Zusammensetzung der Vegetation klar von den helleren Ackerflächen ab. B. L. TURNER (1974), der die Muster zuerst auf den Luftbildern entdeckte, hielt sie für Hochäcker, P. D. HARRISON (1977), der sie eingehend im Gelände untersuchte, deutete sie als Chinampas.[66] Für HARRISONs Erklärung spricht die Breite der verlandeten Kanäle und die Größe der von ihnen begrenzten Feldblöcke; Hochackerfurchen sind schmaler, die einzelnen Landstücke kleiner. Auf eine Reihe weiterer Beispiele alter Chinampastrukturen im Mayatiefland wurde schon früher verwiesen.[67] Auch aus anderen Teilen des Hochlandes von Mexiko (Becken von Tlaxcala, Becken des Río de las Balsas) und aus Guatemala sind Chinampas bekannt geworden, die im feuchten Uferbereich der Seen in Hochacker-

fluren übergehen. Ein Gebiet ganz junger Chinampaentstehung ist das abseits des Hochbeckens von Mexiko gelegene Sumpfgebiet um Toluca, in dem der Río Lerma entspringt. Dort sind im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts nach ähnlichen Methoden wie zur gleichen Zeit im See von Xochimilco zahlreiche neue Chinampas angelegt worden. Weitere vergleichbare Beispiele aus Mexiko führen R. C. WEST und P. ARMILLAS an.[68]
Das Alter der schwimmenden Gärten auf dem Dal-See in Kaschmir ist ungewiß, diejenigen auf dem Inle-See in Birma dürften erst nach Einwanderung der Intha entstanden sein, d. h. entweder im 18. oder schon Ende des 14. Jahrhunderts. Bei vergleichbaren Umweltbedingungen werden schwimmende Gärten heute noch wie bereits vor Jahrhunderten mit oder ohne Kenntnis entsprechender Vorbilder *erfunden*. Melanesische Bauern-, Fischer- und Sagosammler-Familien, die in Rückstauseen am unteren Sepik/Neu-Guinea in Pfahlbaudörfern leben, besitzen mit Stangen festgepflockte schwimmende Beete, auf denen u. a. Maniok angepflanzt wird.[69] Schwimmende Reisbeete gibt es auf dem Rawa Pening-See bei Salatiga (Rawa = Sumpf) in Mitteljava. Sein Spiegel schwankt jahreszeitlich um rund 2 Meter: In der Trockenperiode ist der See nur 40 Zentimeter, in der Regenzeit etwa 2½ Meter tief. An seinen Rändern wird auf schwankendem Boden und schwimmenden *Eichhornia*-Inseln Reis angebaut. Die Bauern bringen die Pflanzenteppiche mit mehreren untergeschobenen Bambusstangen in schaukelnde Bewegung, stürzen

Der Rawa Pening-See in Mitteljava mit seiner amphibischen Uferzone.



Schwimmende Reisinseln auf dem Rawa Pening-See in Mitteljava. Eingerammte Stangen hindern sie am Verdriften.

sie um und säen dann Reis in den schwarzen, von Faulschlamm durchsetzten Wurzelfilz. Nach der Aussaat werden die Beete durch eingerammte Stäbe am Verdriften gehindert.[70] In früheren Jahren lag der Seespiegel schon einmal tiefer als heute, bis man zur Stromerzeugung einen kleinen Damm baute, wodurch die schon in den Seebereich vorgerückten Bauern ihre Höfe wieder zurücknehmen und ihre dort gelegenen Reisfelder aufgeben mußten. Vermutlich geht also auch die Entstehung der schwimmenden Reisinseln des Rawa Pening-Sees erst auf die letzten Jahrzehnte zurück. Schwimmende Saatbeete für Reis gibt es im östlichen Sumatra, im Distrikt Krian in Malaysia, bei den Dajaks auf Borneo und nach etwas vagen Angaben auch in Südchina.

Ein besonders eindrucksvolles Beispiel ganz junger Entstehung schwimmender Gärten liefern die Uros des Titicacasees. Sie bewohnen 12 größere schwimmende Inseln von etwa 50–100 Meter Durchmesser in einer von zwei Halbinseln eingefaßten Bucht in der Nähe der Stadt Puno. Dazu kommen noch 28 kleine Inseln, also insgesamt 40, mit einer auf ihnen ansässigen Bevölkerung von rund 800 Männern, Frauen und Kindern.
Die Uros lebten bis in die jüngste Zeit nahezu ausschließlich vom Fischfang, der Jagd auf Wasservögel und vom Verzehr der unteren zarten Stengelabschnitte und Wurzeln des Schilfrohrs (*tortora*). Ohne Schilf ist für sie das Leben unvorstellbar: Aus Schilf bestehen ihre künstlichen Inseln, bauen sie ihre Balsaboote, ihre

Uro-Siedlung auf einer schwimmenden Insel im Titicacasee.

Hütten, und Schilf ist ihr wichtigstes vegetabilisches Nahrungsmittel. Die Eigentumsrechte an den großen, bis 3,50 Meter hohen Schilfbeständen in der Bucht von Puno sind gesetzlich geregelt. Jede der 150 Urofamilien besitzt ein bestimmtes Revier zur Dekkung des Eigenbedarfs, weiter entfernte Schilffelder sind Gemeinschaftseigentum.[71]

Eine Wohninsel entsteht, indem an einer ausgesuchten Stelle mit relativ festem Grund Schilflage auf Schilflage in das Wasser geschüttet wird, bis die oberste Schicht dessen Niveau hoch genug überragt. Die Inseln heben und senken sich mit dem Wasserstand, aber während die größeren verhältnismäßig fest auf dem Seeboden liegen und sich allmählich durch austreibende Wurzeln weiter verankern, bleiben die kleinen Inseln beweglich und werden häufig bei Sturm von ihren Liegeplätzen abgetrieben. Die ständige Durchfeuchtung und Vermoderung läßt das Schilfpolster allmählich zusammensacken, so daß mindestens 4 – 5 Mal im Jahr neue Schilflagen aufgebracht werden müssen.

Durch verstärkten Kontakt mit den Bewohnern des festen Landes hat sich die Lebensweise der Uros seit etwa 20 Jahren verändert: Sie gehen nicht mehr mit Schlingen auf Vogelfang im Schilf, sondern jagen mit dem Gewehr, sie weben Wandteppiche und Schultertaschen, haben Sticken und das Ausstopfen von Vogelbälgen gelernt und bieten Touristen ihre Erzeugnisse an. Die einschneidendste Neuerung für diese Wassermenschen ist jedoch ihr erst vor wenigen Jahren begonnener Übergang zum

Auf einer Schilfinsel der Uros im Titicacasee.

Anbau landwirtschaftlicher Produkte auf kleinen schwimmenden Gärten. Zu diesem Zweck legen sie in der Nähe ihrer bis zu einem Dutzend Hütten tragenden Wohninseln neue kleine Schilfflöße an und bedecken diese mit einer Schicht schwarzen Seeschlamms, der auf Balsabooten herangebracht wird. Das fruchtbare Neuland bepflanzen sie mit Kartoffeln, einem der wenigen in dieser Höhenlage (3800 Meter) anbaufähigen Kultur-

Uro beim Bau eines Balsabootes.

Balsaboot und für den Bootsbau zum Trocknen aufgestelltes Schilfrohr auf einer der schwimmenden Uro-Inseln im Titicacasee.

gewächse. Vielleicht kommen in Zukunft noch Bohnen und Quinoa hinzu. Für Weizen, Gerste und Mais, die in der Umgebung des klimatisch begünstigten Seebeckens von den Indianern auf terrassierten Feldern angebaut werden, sind die schwimmenden Gärten der Uros zu klein.

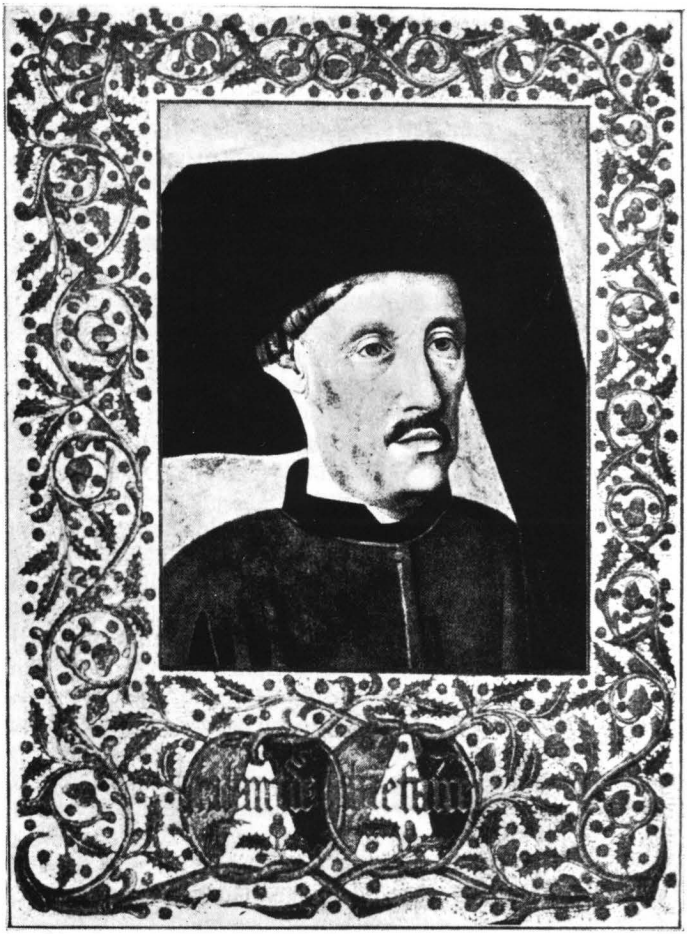
Sicherlich ließen sich noch weitere Beispiele für ähnliche Formen eines aquatischen Gartenbaus aus anderen Bereichen der Tropen finden. Aber es war nicht Ziel dieses Überblicks, Vollständigkeit zu erreichen, sondern nur zu zeigen, wie einige Volksgruppen, die um eine Erweiterung ihres Nahrungsspielraums bemüht waren, das Problem für sich gelöst haben und dabei zu weitgehend übereinstimmenden Resultaten gekommen sind. Andere haben die sich ihnen bietenden Möglichkeiten nicht genutzt. Weder auf den Várzea-Seen Amazoniens mit ihren ausgedehnten Schwimmrasenteppichen, noch in den Sudds am Zusammenfluß des Bahr el-Ghazal mit dem Weißen Nil oder im Binnendelta des unteren Tigris gibt es schwimmende Gärten. In den Sudds[72] weiden zwar auf den bis 5 Meter mächtigen schwimmenden Decken aus verfilzten Wurzelstöcken von Papyrus, Schilf, Gräsern und rasch wachsenden Ambatschdickichten Herden von Elefanten und Rindern, und in den irakischen „Hors" haben die Sumpfaraber[73] auf winzigen künstlichen Inseln in dichtem Nebeneinander zahllose tonnenförmige Reethäuser erbaut, von denen aus sie ihre in langen Reihen schwimmenden Wasserbüffel in die Schilfweiden treiben - aber eine garten- oder feldbauliche Nutzung ihres amphibischen Lebensraumes ist ihnen fremd geblieben.

Alfred Milatz

Portugiesische und spanische Seefahrer

Naturgegebene Voraussetzung für die Entdeckungs- und Eroberungsfahrten der Portugiesen und Spanier war die Lage ihrer Länder an dem in die Ferne weisenden Atlantik. Nach Zurückdrängung des Islam von der Iberischen Halbinsel *(Reconquista)* konsolidierten sich die auf ihr neu entstehenden christlichen Nationalstaaten und wurden, nach geraumer Zeit innerer Festigung, im 15. und 16. Jahrhundert zu kolonialen Weltmächten. Im „Gang des Europäers über die Erde" war Portugal die erste Nation, die durch ihre Seefahrer die Initiative zur Entdeckung der Meere und Kolonisierung fremder Kontinente ergriff. Rund 80 Jahre später folgte dann Spanien. Erst etliche Zeit danach, im 17. Jahrhundert, traten auch andere europäische Seemächte - Frankreich, England und die Niederlande - beiden, sie ergänzend oder als Konkurrenten, zur Seite.

Am Beginn der portugiesischen Seefahrt steht die imponierende Gestalt des Infanten *Henrique* (1394 - 1460), des dritten Sohnes König Joãos I. Er hatte sich als Einundzwanzigjähriger bei der Eroberung des marokkanischen Küstenhafens und Handelsplatzes Ceuta gegenüber von Gibraltar ausgezeichnet und dann nach Sagres am Kap São Viçente (Südwestspitze der Algarve) in die von ihm erbaute Vila do Infante zurückgezogen, um hier wissenschaftlichen und nautischen Neigungen nachzugehen. In Ceuta hatte er maurische Seeleute, Karawanenführer und andere Kenner Afrikas befragt, was sie vom geheimnisvollen Priesterkönig Johannes wußten, der über ein sagenhaftes christliches Reich in Indien oder Afrika gebieten sollte und wie man zu ihm gelangen konnte. Er wollte wissen, wohin die vielen Karawanen führten, nachdem sie die endlos geschilderte Sahara durchquert hatten. Er hörte zum ersten Male von der großen Stadt Timbuktu, aus der sie gewaltige Ladungen Gold holten, um es an der Küste Marokkos gegen Salz einzutauschen. Seeleute bestätigten ihm die uralten Gerüchte, daß hinter dem Kap Bojador an der Westküste Afrikas, das kein Schiff zu passieren wage, die Welt aufhöre und das fürchterliche Mar Tenebroso, das finstere Meer, beginne. In Sagres war er entschlossen, mit der Wissenschaft über den Aberglauben zu triumphieren. Er wollte die alten Legenden zerstören, das Kap Bojador bezwingen, auf dem Meer, das dahinter lag, den Weg nach Indien suchen, das Gold Afrikas in seine Hand bringen und das Reich des Priesters Johannes finden. - In der Erforschung der atlantischen Afrikaküste sah der Prinz seine

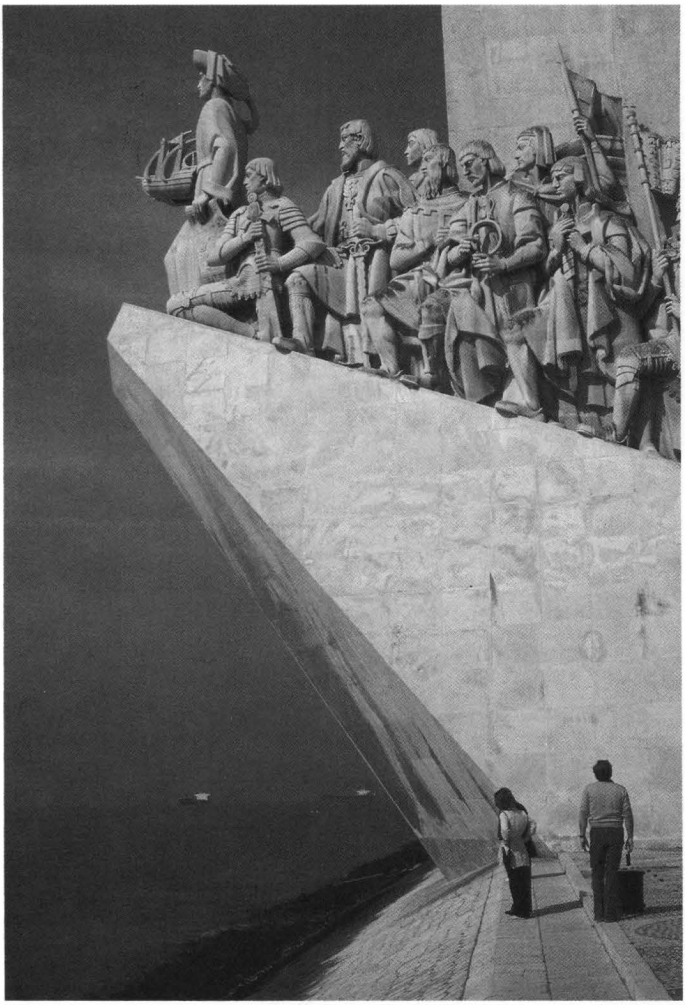


Prinz Heinrich der Seefahrer. Miniatur um 1450.

große Aufgabe. In Sagres gründete er eine Seefahrtsschule, in der er aus Portugal, Frankreich, Italien, England, den Niederlanden und Deutschland viele Spezialisten um sich sammelte - Astronomen, Geographen, Kartographen, Seeleute und Schiffsbauer -, mit ihnen die Techniken der Seefahrt und Kolonisation zu studieren und die Möglichkeiten eines Seeweges entlang der westafrikanischen Küste nach dem völlig unbekannten Indien zu diskutieren. Die damals gebräuchlichen Instrumente der Nautik wurden vervollkommnet: Astrolabium, Jakobsstab und der von den Chinesen erfundene, von den Arabern nach Europa gebrachte

Kompaß. Die reichen Mittel des Christusordens, dessen Großmeister er war, gaben dem Prinzen die Möglichkeit, seine Pläne für den Aufbau eines zukünftigen portugiesischen Überseee-Imperiums unabhängig zu verfolgen. Unter dessen Banner sandte er dann seine Kapitäne aus, obwohl er selbst, nur Wissenschaftler und Initiator, nie über die Meerenge von Gibraltar hinauskam. Als *Heinrich der Seefahrer* (il navigador) ist er in die europäische Geschichte eingegangen.
Der erste Erfolg der in der „Schule von Sagres" geleisteten Arbeit war die Entdeckung (oder Wiederentdeckung) der Inseln der Madeira-Gruppe durch die Kapitäne *João Gonçalvez Zarco* und *Tristão Vaz Teixeira* in den Jahren 1418 - 1420 und deren anschließende Kolonisierung. 1431 sichtete der Kapitän *Gonçalo Velho Cabral* weit im Westen einen großen Felsen, die Insel Santa Maria, die er ein Jahr später erkundete. Da er die vielen unbekannten Vögel irrtümlich für Falken hielt, nannte er den ganzen Archipel „açores", die Falkeninseln. In den folgenden Jahren wird eine Azoreninsel nach der anderen kartographiert und besiedelt.
1433 umrundete *Gil Eanes* das gefürchtete Kap Bojador und ließ damit das „Ende der Welt" hinter sich. Im nächsten Jahr schickte Prinz Heinrich ihn und ein zweites Schiff unter *Alfonso Gonçales Baldaia* erneut aus mit dem Befehl, weiter nach Süden vorzudringen. Sie gelangten, nun 670 Meilen von Portugal entfernt, zur Mündung eines Flusses, den Baldaia voller Erwartung, hier Gold, Elfenbein und Gewürze zu finden, Rio de Ouro taufte. Aber nichts dergleichen; nur eine plötzlich auftauchende Berberkarawane schlug in der sonst menschenleeren Wüste die gelandeten Männer in die Flucht.
Um 1440 wurde dann in Sagres ein neuer Schiffstyp, die hochseegängige Karavelle, ein schnittiger Drei- oder Viermaster von bisher nicht gekannter Manövrierfähigkeit, konstruiert, der die bis dahin übliche kleine „barcha" sogleich ablöste und die weiteren Entdeckungsfahrten ermöglichte. Auf der Karavelle konnten die altbewährten Kapitäne *Alfonso Gonçalvez* und *Nuno Tristão* erneut den Rio de Ouro erreichen und nun auch Gefangene machen. Mit diesem Vorstoß begann dann aber auch eines der dunkelsten Kapitel der europäischen Kolonialgeschichte. Die Gefangenen wurden auf dem sich rasch entwickelnden Markt von Lagos in der Algarve als Sklaven verkauft. Der Handel mit den als religiöse Feinde angesehenen islamischen Berbern und später mit den Schwarzen warf für Portugal die ersten lukrativen Gewinne ab.
1445 drang *João Fernandez* von der Küste aus über 100 Kilometer

in die Sahara vor, *Alvaro Fernandez* und *Diniz Diaz* entdeckten die Mündung des Senegal, *Lançarote* kam bis zum Kap Verde und der ihm vorgelagerten großen Inselgruppe. Ein Jahr später erkundete *Nuno Tristão* die Mündung des Rio Grande, erlag aber in der Bucht von Arguin einem vergifteten Pfeil der durch die Sklavenjagden in Aufruhr geratenen Schwarzen.
1455 segelte der junge Venezianer *Alvise Cadamosto* in Diensten des Prinzen weiter südwärts. Mit ihm war die Zeit der kühnen Kapitäne wie Eanes und Tristão vorbei, der Kaufmann bestimmte von nun an die weiteren Entdeckungsfahrten. Er kam zum Gambia und knüpfte weiter im Süden, fast 1500 Seemeilen von Portugal entfernt, an der Küste von Guinea rege Handelsbeziehungen an und hörte von den unermeßlich reichen schwarzafrikanischen Herrschern in Mali und Ghana. Ein bisher den Europäern unbekanntes Sternbild am südlichen Himmel erhielt von Cadamosto erstmals seinen Namen: Kreuz des Südens. Er war bis auf 11° an den Äquator herangekommen!
Zur gleichen Zeit segelte *Diogo Gomez* den Gambia flußaufwärts und fand die Handelsstadt Cantor, die mit Timbuktu in Verbindung stand. Ein riesiges Gebirge im Innern erregte seine Aufmerksamkeit, er nannte es Sierra Leone. Auf der Rückreise gründete er im Schutz des Kap Verde gegenüber den Kapverdischen Inseln einen Hafen, der nach dem eingeborenen Herrscher den Namen Bezeguiche, das heutige Dakar, erhielt. Als Heinrich der Seefahrer 1460 in Sagres starb, waren bereits rund 3000 Kilometer westafrikanischen Küstengebiets in portugiesischen Händen. Der Drang nach Übersee war nicht mehr aufzuhalten.
1462 erreichte *Pedro de Cintra* das Kap Mesurado und untersuchte den Bissagos-Archipel; 1470 entdeckten *João de Santarém* und *João d'Escovar* die Aschanti-Küste. - 1482 wurde an der Goldküste die Festung Mina als Handelsplatz erbaut; die Prinzen-Inseln und São Thomé wurden entdeckt. - 1483 stieß *Diogo Cão* über den Golf von Guinea zum Kongo vor; er und der Deutsche *Martin Behaim* aus Nürnberg erkundeten 1486 die Küste von Angola. - 1487 umrundete *Bartolomeo Diaz* mit zwei Karavellen und einem Transportschiff das „Kap der Stürme" und landete in der Mosselbai. Auf Befehl König Joãos III. erhielt diese Südspitze Afrikas den Namen „Kap der Guten Hoffnung".
Doch damit war der Neid Kastiliens geweckt. Schon 1479 hatte es sich den Besitz der Kanarischen Inseln gesichert und legte nun, unter Berufung auf die ersten Erfolge des Columbus in „Westindien", gegen die neuen Erfolge Portugals energischen Protest ein. Es beanspruchte das Monopol auf alle neu zu entdekkenden Länder; fast kam es zum Kriege. Doch der Borgia-Papst



Belem, „Denkmal der Entdeckungen", gewidmet den Entdeckungen der portugiesischen Seefahrer. 1960 eingeweiht.

Alexander VI. vermittelte. Am 7. Juni 1494 wurde in der spanischen Residenzstadt Tordesillas jener berühmte Schiedsspruch unterzeichnet, der die Interessensphären Portugals und Spaniens in Übersee festlegte. Alle neu entdeckten oder noch zu entdekkenden Länder jenseits eines Meridians 370 Meilen westlich von Kap Verde sollten an Spanien fallen, alles, was östlich davon lag,

Portugal zukommen. Ganz Afrika und Ostindien, Heinrich des Seefahrers Traum, gehörten also in die portugiesische Sphäre. So war *Vasco da Gama* auch rechtlich geschützt, als er am 8. Juli 1497 mit drei Schiffen von Lissabon aufbrach, am 22. 11. das Kap der Guten Hoffnung umsegelte und am 20. 5. 1498 bei Calicut die Westküste Vorderindiens erreichte. Auf einer zweiten Fahrt 1502/03 gründete er in Ostafrika in Sofala und auf der vorgelagerten Insel Moçambique und in Indien mit Cochin und Cananor erste portugiesische Niederlassungen. - Bereits 1500 hatte *Pedro Alvarez Cabral* auf der Höhe des Osterberges (Monte Paschoal) die Küste Brasiliens entdeckt und für Portugal in Besitz genommen, nicht durch Zufall, wie oft behauptet wird, sondern auf Grund persönlicher Befehle Manuels I. bis ins Einzelne vorbereitet. Da sein Reiseziel noch östlich des in Tordesillas gezogenen Meridians lag, wird noch heute in Brasilien (bis 1822 Kolonie) portugiesisch gesprochen, während das übrige Südamerika Spanien zufiel.

Das Hauptinteresse Portugals galt jedoch, trotz der Erwerbung brasilianischer Küstenstriche, vorerst weiter Afrika und Indien.

Vasco da Gama.

Schon 1500 haben *Diego Dias* die Insel Madagaskar und 1503 *Viçente Sodré* die Insel Sokotra entdeckt. In den folgenden Jahren wurden Ormuz am Persischen Golf, das Bab-el-Mandeb und der südliche Teil des Roten Meeres erkundet. Der 1505 zum ersten Gouverneur Indiens ernannte Françisco d'Almeida versuchte durch Sperrung des Persischen und Arabischen Meerbusens die Ägypter und damit auch die Venezianer vom indischen Handel auszuschließen. Er besiegte an der indischen Westküste bei Diu eine vereinigte Flotte der Ägypter und Inder, fiel aber auf der

Heimfahrt in Südafrika im Gefecht mit Eingeborenen. Portugals zweiter Vizekönig, der große *Afonso d'Albuquerque* (1453 - 1515), baute in Indien ein portugiesisches Imperium auf, nahm 1510 Goa endgültig in Besitz und errichtete auf den Malediven, Maskarenen und Seychellen Stützpunkte. Wenig später waren Malakka und die Molukken in portugiesischen Händen. 1518 wurde Ceylon erobert, 1541 vermutlich Japan erreicht und 1557 in Südchina die Kolonie Macao gegründet, die noch heute zu Portugal gehört.

Hauptziel der portugiesischen Eroberungen und Entdeckungen war die Ausweitung des Handels, zuerst mit Sklaven, dann mit Gewürzen, die Europa damals in viel größerem Umfang als heute benötigte und deren Monopol über die Landroute bisher die Venezianer in Händen gehabt hatten. Lissabon wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zum größten europäischen Umschlagsplatz und Handelsmarkt. Hatte noch Heinrich der Seefahrer bei seinem Tode nur Schulden hinterlassen, so flossen jetzt der Krone riesige Einnahmen zu, die Manuel I. u. a. für prunkvolle Renaissancebauten nutzte. Auswanderung in die Kolonien begann erst sehr viel später. Vorläufig genügte den Portugiesen die Errichtung von Stützpunkten zur Sicherung der Schiffahrtswege und die Anlage von Faktoreien zum Erwerb der Handelsgüter. Bis zur Personalunion mit Spanien blieb die portugiesische Wirtschaft intakt. Ganz anders waren dagegen die Motive Spaniens, dessen überseeische Expansion es im 16. Jahrhundert zur zweiten Weltmacht machte. Die Könige Ferdinand und Isabella hatten noch über sehr beschränkte Mittel verfügt, die sie zur Einigung ihres Reiches benötigten. Als dann unter Karl I. - seit 1519 als Karl V. auch Deutscher Kaiser - Spanien die Führung Europas beanspruchte, forderte es Gold und nochmals Gold. Durch falsche Angaben über riesige Mengen Edelmetalls, die aus seinen Entdeckungen zu gewinnen waren, hatte Columbus die Krone noch bewußt irregeführt. Erst Cortez' Eroberung von Mexiko und die Zerstörung des Inka-Reiches in Peru durch Pizarro retteten Spanien vor dem stets drohenden Staatsbankrott, der trotzdem 1557, 1575 und 1596 erklärt werden mußte. Die Expansionspolitik in Europa und Mißwirtschaft seiner Herrscher, insbesondere Philipps II., verschlangen nur zu rasch den aus Südamerika kommenden Reichtum und zerstörten die spanische Wirtschaft. Nur verarmte junge Adlige und gewinnsüchtige Kaufleute gingen als Eroberer nach Übersee.

Der Genuese *Christoph Columbus* (1451 - 1506), spanisch Cristóbal Colon, kam in jungen Jahren nach Porto Santo (Madeira), wo er die Tochter des noch von Heinrich dem Seefahrer eingesetzten

Christoph Columbus. Stich nach einem zeitgenössischen Porträt.

Gouverneurs heiratete. In Lissabon beschäftigte sich dann der Seemann, angeregt von einer Weltkarte des italienischen Astronomen Toscanelli, auf der die westliche Entfernung zwischen Europa und Asien viel zu gering angegeben war, mit den Möglichkeiten der Westfahrt über den Atlantik nach Indien. Seine

Pläne fanden jedoch bei Afonso V. kein Verständnis. Enttäuscht begab er sich 1485 nach Spanien, wo er in Juan Perez, dem Beichtvater der Königin Isabella, einen einflußreichen Fürsprecher fand. Im Feldlager von Granada wurde 1492 der Vertrag unterzeichnet, der ihm bei Gelingen seiner Mission zahlreiche Privilegien, so die erbliche Würde eines Großadmirals, eines Vizekönigs der zu entdeckenden Länder und ein Zehntel der aus diesen zu gewinnenden Handelseinnahmen, zusicherte. Geld für seine Expedition erhielt er nicht, das Handelshaus der Gebrüder Pinzon in Palos streckte es ihm vor. Am 3. 8. 1492 ging er mit drei Schiffen auf seine erste Fahrt (bis 15. 3. 1493). Er entdeckte am 12. 10. die Insel San Salvador (Guanahani), am 27. 10. Cuba und am 6. 12. Haiti (La Española), wo er die Niederlassung La Isabella gründete. Auf einer zweiten Fahrt (25. 9. 1493 bis 11. 6. 1496), jetzt dank seiner ersten Erfolge und des erwachenden spanischen Interesses mit 17 Schiffen und 1500 Mann, erkundete Columbus die Kleinen Antillen, Jamaica und Portorico und wieder Haiti, wo sein Bruder Bartolomeo als Gouverneur zurückblieb. Auf der dritten Fahrt (1498 - 1500) erreichte er mit sechs Schiffen die Inseln Trinidad und Margarita und betrat nahe der Orinoco-Mündung als erster Europäer südamerikanisches Festland. Auf Haiti wurde er dann wegen Unzufriedenheit der ersten Siedler in Ketten gelegt und nach Spanien zurückgebracht, konnte sich hier aber rechtfertigen. Die vierte und letzte Fahrt (1502 - 1504) führte ihn, begleitet von seinem unehelichen Sohn Fernando, auf der Suche nach einer Meeresstraße bei Veragua (Honduras) an die mittelamerikanische Küste. In Valladolid ist er in dem Glauben gestorben, die japanischen Inseln betreten und den Westweg nach Indien entdeckt zu haben. Die Erfüllung der ihm vor Granada zugesicherten Rechte hat Columbus nicht erreicht.

Francisco Pizarro (1478 - 1541) ging 1502 nach Westindien und nahm 1505 an der vergeblichen Fahrt *Alonso de Hojedas* zum Golf von Maracaibo und 1513 an der von *Vasco Nuñez de Balbao* geführten Durchquerung der Landenge von Panama vom Atlantischen zum Stillen Ozean teil. Dann verbündete er sich mit *Diego d'Almagro* zur Eroberung Perus. Von Panama aus unternahmen beide zunächst Erkundungsfahrten (1524/25 und 1526), die sie bei Tumbez an die Küste des Landes führten. 1529 ließ Pizarro sich von Karl V. zum Statthalter und Generalkapitän des zu erobernden Peru ernennen. Mit drei Schiffen, 180 Mann und 37 Pferden begann er 1531 im Bunde mit Almagro das Wagnis. Auf schwierigsten Wegen drangen sie in das über 3000 Meter hoch gelegene Innere des Landes vor und zerstörten das Inka-Reich und seine hochstehende Kultur. Den Herrscher Atahualpa ließ Pizarro

Francisco Pizarro.

1533 hinrichten, danach wurde die Hauptstadt Cuzco eingenommen. 1534 wurde Almagro von der Krone ermächtigt, sich südlich von Pizarros Gebiet eine eigene Statthalterschaft zu errichten. Er unternahm deshalb 1535/37 einen Zug nach Chile. 1535 gründete Pizarro als neue Hauptstadt Perus das an der Küste gele-

Die Begegnung Montezumas mit Hernando Cortez.

gene Lima. Ein Jahr später erhoben sich unter dem neuen Inka Manco Capac die Indianer und belagerten Cuzco. Erst der aus Chile zurückgekehrte Almagro konnte den Belagerungsring sprengen. Nach einem danach ausbrechenden Streit um die Führungspriorität wurde Almagro gefangengenommen und auf Befehl Pizarros erdrosselt. Sein Sohn Diego rächte drei Jahre später den Tod des Vaters durch Ermordung Pizarros. Nach heutiger Ansicht ist Pizarro der Prototyp des rücksichtslosen, kulturzerstörenden, nur auf Raub und Beute bedachten Konquistadors und Gewaltmenschen.

Von ähnlicher Natur war *Hernando Cortez* (1485 - 1547), der Eroberer Mexikos. Seit 1511 an der endgültigen Inbesitznahme und Befriedigung Cubas unter *Diego Velázquez* beteiligt, segelte er 1519 mit elf Schiffen von Havanna ab, um mit nur wenigen Truppen das mächtige Aztekenreich zu unterwerfen. Nach Gründung der Küstenstadt Veracruz ließ er, um den Soldaten die Rückkehr unmöglich zu machen, seine Schiffe zerstören und trat dann den schwierigen Marsch ins Landesinnere an. Die Tlascalaner, ein den Azteken feindlicher Stamm, wurden seine Bundesgenossen. Am 8. 11. 1519 erreichte er die Hauptstadt Tenochtitlan im Mexiko-See, nahm den Herrscher Montezuma gefangen und zwang ihn zur Anerkennung der spanischen Oberhoheit. Als Velásquez

aus Cuba eine neue Flotte mit weit überlegenen Truppen schickte, um den gewalttätigen Konquistador abzusetzen, eilte Cortez zur Küste zurück, überfiel seine spanischen Gegner und nahm sie gefangen. Wieder in der Hauptstadt, brach dort ein Aufstand aus, in dem Montezuma von den Azteken getötet wurde. Cortez mußte den Rückzug antreten und verlor alle Geschütze, mehr als die Hälfte seiner Soldaten und den größten Teil der erbeuteten aztekischen Schätze. Trotzdem besiegte er bei Otumba die Übermacht seiner Feinde und kehrte abermals in die Hauptstadt zurück, die bei den Kämpfen 1521 völlig zerstört wurde. An gleicher Stelle begann er aber sofort mit dem Wiederaufbau des heutigen Mexiko-City. Dann unterwarf er sich das gesamte Aztekenreich, das den Namen Neu-Spanien (Nueva Española) erhielt, und wurde von Karl V. zu dessen Statthalter und Generalkapitän ernannt. 1525 unternahm er einen Zug nach Honduras. Um sich gegen die Anklagen seiner Gegner zu rechtfertigen, reiste er 1528 nach Spanien und wurde, allen Beschwerden entgegen, vom König mit Auszeichnung empfangen und zum Marqués erhoben. 1530 wieder in Mexiko, erreichte er auf weiteren Entdeckungszügen die Halbinsel Kalifornien und ermöglichte dadurch seinen Landsleuten *Pedro de Narvaez, Cabeza, Francisco de Corenado* und *Hernan de Soto* die Erkundung großer Gebiete des südlichen Nordamerika - Arkansas, Colerado, Neu-Mexiko, Arizona, Florida und Alabama. Der Unterlauf des Mississippi wurde erforscht. Die Zerstörung des Aztekenreiches durch Cortez war nach Pizarros Untaten in Peru der zweite vernichtende Schlag gegen die indianisch-amerikanischen Hochkulturen, für die Spanien die Verantwortung trägt.
Die bedeutendste seemännische Leistung der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, zeitlich früher als die Eroberungen Cortez' und Pizarros, war zweifellos die von *Fernão Magalhães* (1480 - 1521), spanisch Fernando Magallanes, 1519/21 gewagte Umseglung der Erde. 1505 in die Marine seines Heimatlandes Portugal eingetreten, nahm er an der Eroberung von Goa teil und wurde dann von Albuquerque beauftragt, im Pazifik die Gewürz-Inseln zu suchen. Nach Zerwürfnissen mit dem Vizekönig trat er 1517 in spanische Dienste über. Unter der Bedingung, mindestens sechs rohstoffreiche Ineln zu entdecken, wurde er 1519 von Karl V. beauftragt, Südamerika auf dem Westwege zu umfahren und nach Osten über den Stillen Ozean zurückzukehren. Am 20. 5. 1519 verließ er mit fünf Schiffen den südspanischen Hafen San Lucar und erreichte am 10. 1. 1520 die Mündung des La Plata. Nach einer Meuterei, die ihm zwei Schiffe kostete, fand Magallanes am 21. 10. die Einfahrt in die später nach ihm benannte Straße,

die er in 27 Tagen durchsegelte. Das Land südlich taufte er auf den Namen „Feuerland". Die rund 5000 Kilometer lange Weiterfahrt durch den Pazifik (Friedliches Meer) wurde trotz dieser Bezeichnung für die Spanier zur wahren Hölle. Am 6. 3. 1521 erreichten die drei Schiffe die Marianen und am 16. 3. die Lazarus-Inseln (Philippinen). Wenig später wurde Magallanes im Kampf mit Aufständischen, die den ihm verbündeten Herrscher bekriegten, auf Cebu getötet. Zwei der Schiffe setzten die Fahrt fort, eines wurde von den Portugiesen bei den Molukken gekapert. Das letzte, die „Victoria", traf mit einer Ladung Pfeffer, dessen Verkauf die Kosten der ganzen Expedition vollauf deckte, am 6. 2. 1522 wieder glücklich in Spanien ein.

Zahllose Abenteurer, Kolonisten und Kaufleute folgten den Spuren der Konquistadoren, um in Mittel- und Südamerika ihr Glück zu versuchen. Die Flotten Spaniens trugen ungeahnte Raubschätze - Gold aus Mexiko, Silber aus Peru - in das Mutterland, wo sie den Habsburgerkönigen, ohne jeden wirtschaftlichen Nutzen und ohne den Lebensstandard der Bevölkerung zu heben, nur zur Finanzierung der vielen Kriege dienten oder in den Taschen des Hochadels und des Hofes versickerten. Viele Schiffe der „Silberflotte" gingen in den Stürmen der Karibik-See unter, andere wurden von englischen Freibeutern gekapert. Als Stützpunkte der spanischen Herrschaft in Südamerika wurden, nach dem Wiederaufbau der Stadt Mexiko durch Cortez (1521) und der Gründung Limas durch Pizarro (1535), im heutigen Argentinien 1535 Buenos Aires und 1549 San Salvador (jetzt Bahia) angelegt. In Chile gründete der Nachfolger Almagros, *Pedro de Valdivia,* die Städte Santiago (1541) und Valparaiso (1544), wenig später das seinen Namen tragende Valdivia. Im portugiesischen Brasilien entstanden zur gleichen Zeit, zuerst als Missionsstationen, die Niederlassungen Rio de Janeiro (1531), Pernambuco-Recife (1534) und São Paulo (1554). Weitere Entdeckungen entschieden über den Besitz der anfangs zwischen Portugal und Spanien umstrittenen Pazifik-Inseln zugunsten der Spanier. *Miguel Lopez de Legazpi* fuhr von Mexiko aus zu den bereits von Magallanes erkundeten Lazarus-Inseln, eroberte sie 1564/70 und gab ihnen zu Ehren Philipps II. den Namen Philippinen. 1570 gründete er auf der Hauptinsel Luzon als Marinestützpunkt die Stadt Manila. *Alvaro de Mendana* entdeckte 1564 die Salomons- und 1595 die Marquesas-Inseln, *Quiros* 1606 Tahiti und Espiritu Santo, die größte Insel der Neuen Hebriden. Im selben Jahr durchfuhr als letzter der bedeutenden spanischen Seefahrer des 16. Jahrhunderts *L. V. de Torres* die später nach ihm benannte gefahrvolle Meeresstraße zwischen Neu-Guinea und Australien.

Herbert Wilhelmy

Cuzco

Die Inka-Metropole[1]

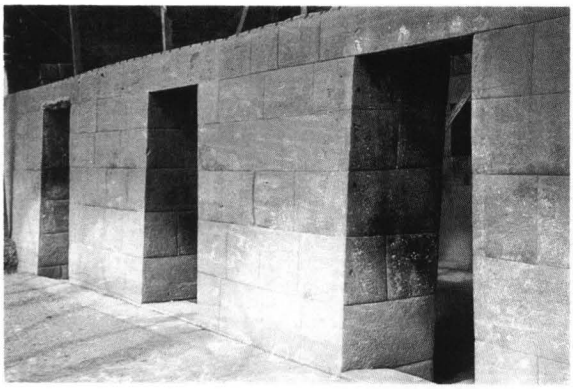
Die bedeutendsten Städtebauer im präkolumbischen Südamerika waren die Inka. Ihr räumlich so weit ausgreifendes Reich, das die Indianer selbst Incap-Runam und die Spanier später Peru nannten, ist verhältnismäßig jungen Ursprungs. Noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts beschränkte es sich auf die Täler um Cuzco und den westlichen Uferstreifen des Titicacasees. Seine größte Ausdehnung erfuhr es unter dem zwölften Inka Huayna Capac (1493 - 1527). Zur Zeit der spanischen Eroberung im Jahre 1532 reichte es über 37 Breitengrade vom Rio Maule in Mittelchile über das gesamte zentralandine Hochland bis zum Becken von Quito und in das südliche Kolumbien. Atahualpa, der letzte Inka, wurde in Quito geboren. Ursprünglich bezog sich die Bezeichnung *Inka* nur auf den Herrscher, der seine Abstammung vom Sonnengott Inti ableitete und damit den Sonnengott verkörperte. Die Oberschicht bildeten die Adligen aus königlichem Geblüt und die Söhne unterworfener Häuptlinge; das staatstragende Volk waren die Quechua (Ketschua). Es hat sich allmählich eingebürgert, das gesamte Volk als Inka zu bezeichnen.

Politischer, religiöser und kultureller Mittelpunkt des Inka-Reichs war Cuzco, die von dem 1. Inka Manco Capac Ende des 12. Jahrhunderts in 3326 Meter Höhe gegründete Hauptstadt, die so groß und schön war, daß sie nach Ansicht der Konquistadoren „auch in Spanien sehenswert gewesen wäre". Die Straßen Cuzcos waren zwar eng, aber geradlinig und gut gepflastert, Tempel, Paläste und die meisten Häuser im Zentrum aus Stein erbaut. Der Grundriß der Stadt blieb weitgehend bis heute erhalten. Mächtige, in der Regel vieleckige, aber auch kubische, sorgfältig behauene Blöcke wurden ohne Mörtel fast fugenlos aufeinandergesetzt und bildeten ein gut verzahntes, über die Jahrhunderte erdbebensicheres Gemäuer. Im Bewußtsein der ständigen Erdbebengefahr errichteten die Inka vorwiegend niedrige ein- oder zweistöckige Bauten mit trapezförmigen Türen, Fenstern und Nischen. Nur in wenigen Ausnahmefällen waren sie höher. Der

[1] Zur Frage des indianischen Städtebaus in Südamerika, der Stadtentwicklung während der spanischen Kolonialzeit und in der Gegenwart vgl. H. Wilhelmy und A. Borsdorf: Die Städte Südamerikas, 2 Bände, Stuttgart 1984/85, Verlag Borntraeger.

Aus vieleckigen behauenen Blöcken errichteten die Inka gut verzahnte, erdbebensichere Mauern.

Einsturzgefahr begegneten die Baumeister auch durch eine nach oben allmählich abnehmende Mächtigkeit der Mauern; ihr Kippvermögen ist weitaus geringer als das senkrechter Wände. Eine zu große Zahl von Fenster- und Türöffnungen wurde ebenfalls aus statischen Gründen vermieden.
Die kissenförmige Vorwölbung der verbauten Blöcke und ihre herausragenden Zapfen bildeten das einzige Gliederungselement der Fassaden. Im Gegensatz zu den Hinterlassenschaften Tiahuanacos, den Bauten der Maya oder der mexikanischen Hochlandvölker sind die Zyklopenmauern der Inka frei von jeglichem ornamentalen Schmuck. Ihnen ging es um die architektonische Wirkung, die strenge Schönheit der Bauten an sich. Der Kunstsinn der Inka fand jedoch in anderen Bereichen beredten Ausdruck: in Prunk und Pracht des kultischen und höfischen Lebens. Schwerer Goldschmuck, goldene Kultgeräte und kostbare Webarbeiten in Tempeln und Palästen erregten Bewunderung und Habgier der spanischen Eroberer.
Nur die kultischen und weltlichen Repräsentationsbauten waren aus massivem Mauerwerk aufgeführt. Die einfache städtische Bevölkerung lebte in Adobehäusern. Von dieser aus Lehmziegeln errichteten eigentlichen Wohnstadt Cuzcos blieb nach dem Einzug der Spanier (1533) und dem großen Brand (1535) nichts erhalten, allein das feste Mauerwerk überdauerte die Zeiten. Kultischer Mittelpunkt der Stadt war der Sonnentempel, auf dessen Fundamenten die Eroberer Kirche und Kloster Santo Domingo

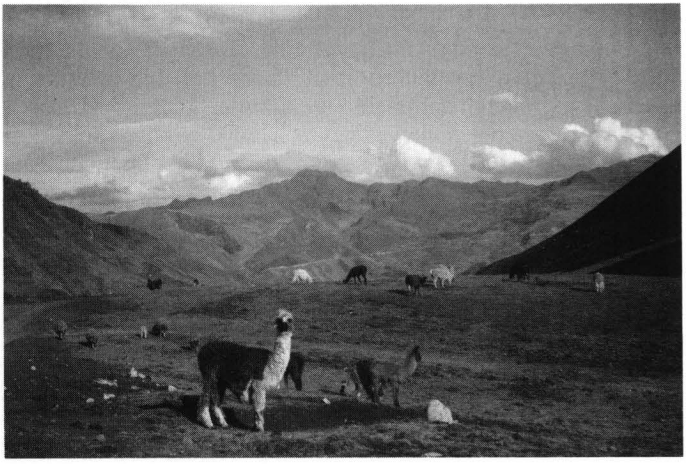


Cuzco, Kirche von Santo Domingo, Inkamauern.

erbauten. Auch die durch das massive Inkagemäuer vorgezeichneten Straßenzüge wurden von den Spaniern beim Wiederaufbau Cuzcos übernommen.
Der Fluß Huatanay, an dessen Ufern die Stadt liegt, war kanalisiert und mit festen Brücken versehen. Von einem großen zentralen Platz verlief je eine Straße in die vier Himmelsrichtungen, so daß Cuzco durch sie in vier Stadtteile gegliedert war, die die vier Hauptprovinzen des Inka-Reiches - des „Reiches der vier Weltgegenden" - symbolisch darstellten. „In jedem dieser Viertel waren einer besonderen Provinz Quartiere angewiesen, welche diejenigen, die zu der Provinz gehörten, beziehen mußten, ohne die Freiheit zu haben, sich andere Wohnungen zu wählen", schreibt ein alter Chronist. Insgesamt lebten in Cuzco rund 40 000 Menschen; mit denen, die sich in der näheren Umgebung der Stadt angesiedelt hatten und die aus allen Teilen des Reiches zugewandert waren, sollen es gegen 200 000 gewesen sein.
Auf einem benachbarten Berg entstand 250 Meter über der Stadt die Festung Sacsayhuamán, die die spanischen Eroberer mit den stärksten mittelalterlichen Burgen Europas verglichen. Sie besteht aus drei zickzackförmig verlaufenden Zyklopenmauern, die terrassenartig übereinander gestaffelt sind. Noch heute ist es schwer begreiflich, wie die Indianer ohne moderne technische Hilfsmittel die stockwerkhohen Felsblöcke aus den Steinbrüchen heranschaffen und zu einem derartig gigantischen Bauwerk aufeinanderschichten konnten. Die Festung bewacht den am meisten gefährdeten Zugang zur Hauptstadt, besaß zwei viereckige Wachtürme und bot dem Inka im Falle der Gefahr eine sichere Zuflucht.

Die Festung Sacsayhuamán überragte die Inka-Metropole Cuzco. Mächtigkeit und gezackter Verlauf der Mauern machten sie nahezu unangreifbar.

Die Straße zwischen Cuzco und Quito, den beiden über 2000 Kilometer voneinander entfernten wichtigsten Residenzstädten der Inka, war mit Steinplatten gepflastert, teilweise sogar mit einem Belag von zementierten Kieselsteinen versehen. Steinerne, hölzerne oder Seilbrücken führten über Bäche und Abgründe, Wasserleitungen zu den Rastplätzen und befestigten Militärposten. Da die Inka noch keine Wagen kannten und die

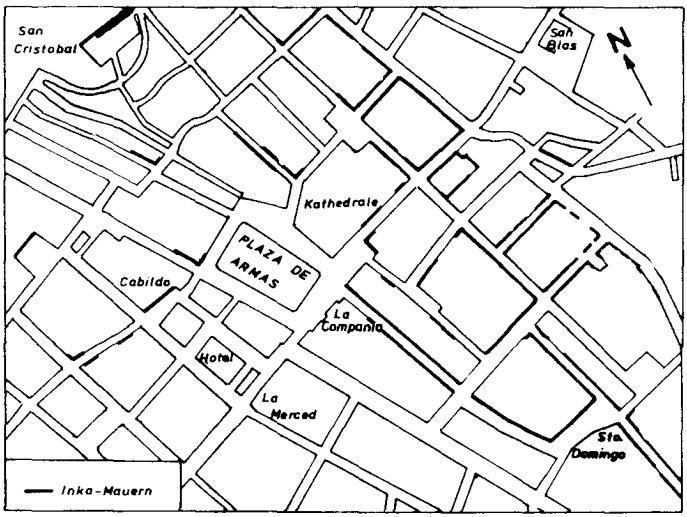


Lamaherde im peruanischen Hochland (Puna).

Straßen nur für marschierende Truppen, Lastenträger, Meldeläufer und bepackte Lamas bestimmt waren, konnten größere Steigungen ohne Umweg durch gehauene Felstreppen überwunden werden. Stafettenläufer legten am Tag bis zu 230 Kilometer zurück. Dieses erstklassige Straßennetz ermöglichte später den Spaniern die schnelle Niederwerfung des Inka-Reichs, wenn auch die Unterbrechung der Straßen durch Stufen und Treppen den berittenen Truppen oft große Schwierigkeiten bereitete. Derartige Unterbrechungen waren um so hinderlicher, als die Spanier zu Beginn der *Conquista,* in den Zeiten Pizarros und Almagros, nur Pferde als Reittiere verwandten und noch nicht die bedächtigeren, im Gebirge viel sicherer gehenden Maultiere benutzten.
Überblickt man den Gesamtraum, den das Inka-Reich zur Zeit der spanischen Eroberung einnahm, so zeigt sich, daß es sich im wesentlichen auf die offene Puna des Hochgebirges beschränkte, ein Gebiet, in dem allein die Züchtung des Lamas und Vicuñas, der beiden einzigen größeren Nutztiere der Inka möglich war. Nur so weit die Lebensmöglichkeiten des Lamas reichten, reichte auch der Staat der Inka. Im Westen stießen sie allenthalben bis zur Küste des Pazifischen Ozeans vor. Dort besetzten sie 1460 die Kette alter Oasensiedlungen, in denen sie wie zuvor Mochica, Nazca, Chimú u. a. Bewässerungslandwirtschaft betrieben. Sämtliche alten Küstenoasen und weite Bereiche des Hochlandes waren damit in einem einzigen indianischen Großreich vereinigt, dessen Entfaltung ohne das reiche kulturelle Erbe Tiahuanacos und der untergegangenen Zivilisationen der Küstenoasen nicht denkbar ist.

Die spanische Kolonialstadt

Cuzcos Besonderheit beruht auf der in einmaliger Weise sichtbar gewordenen Kontinuität von einer indianisch gegründeten, zu einer spanisch überprägten peruanischen Hochlandstadt. Die Siedlungskontinuität bedeutet in diesem Falle mehr als nur die von den Konquistadoren vielerorts bewußt praktizierte Anknüpfung an zuvor schon von den andinen Hochkulturvölkern erkannte günstige Ortslagen: in Cuzco fanden die Spanier einen ihren städtebaulichen Ideen entsprechenden Stadtgrundriß vor, dazu eine von den Inka geschaffene, in ihrer Dauerhaftigkeit auf Jahrhunderte berechnete Bausubstanz. Da das aus mächtigen Blöcken errichtete Mauerwerk nicht bis auf den Grund abgetragen werden konnte, sich überdies als erdbebensicheres Fundament für ihre neuen Bauten erwies, paßten die Spanier ihre mehr



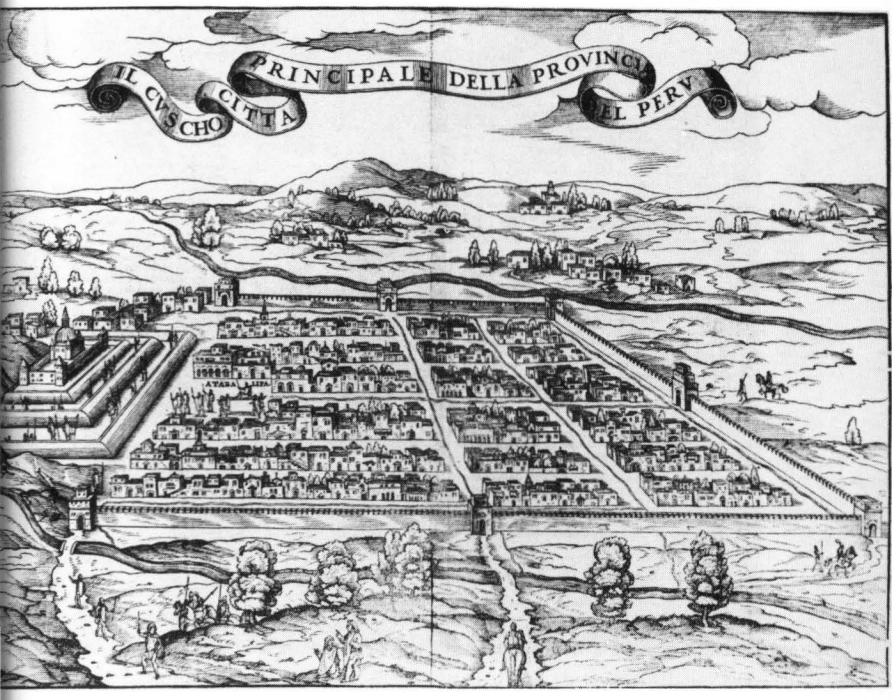
Inkamauern als Leitlinien für den kolonialspanischen Stadtgrundriß in Cuzco. Nach G. de Reparaz Ruiz. Die kräftig gezeichneten Linien markieren noch erhaltenes Mauerwerk aus der Inkazeit.

als 20 Kirchen, ihre Klöster und öffentlichen Gebäude den vorgegebenen Grundrissen an. So war die am 23. März 1534 von Pizarro offiziell vollzogene *Gründung* der spanischen Stadt kein eigentlicher Gründungsakt, sondern nur die formale Bestätigung der Weiterexistenz der Inka-Metropole unter den neuen Machthabern.

Im Grundriß des indianischen Cuzco ist früher von einigen Stadthistorikern das Vorbild für den im spanischen Kolonialreich allgemein verbreiteten Schachbrettplan gesehen worden. Vorzüglich erkennbar ist er in der ältesten halbperspektivischen Ansicht von Ramusio aus dem Jahre 1556. Der schöne Stich ist später immer wieder nachgedruckt worden, aber durch die Forschungen von E. W. Palm ist erwiesen, daß es sich bei Ramusios Zeichnung um eine im Zeitgeist verhaftete Phantasiedarstellung handelt, die Cuzco dem Leser als eine Art „Jerusalem der Neuen Welt" präsentieren sollte. Ramusio war nie in Cuzco und benutzte für seine Darstellung eine Beschreibung, die Pedro Sancho de la Hoz, der Sekretär Francisco Pizarros, 1534 gegeben hatte. In diesem Bericht spricht Sancho von rechtwinklig verlaufenden Straßen, einem quadratischen Platz, einem durch die Stadt verlaufenden offenen Kanal und von der Lage Cuzcos zwischen zwei Flüssen am Fuße eines von einer Festung mit Tür-

men gekrönten Berges. Die gewaltigen Quadersteine, aus denen die Inka ihre Bauten errichtet hätten, könne man allenfalls mit der „Zyklopenmauer" von Tarragona vergleichen. Diese Schilderung ist durchaus korrekt, wurde von Ramusio beachtet, aber nach seinen Vorstellungen ergänzt. Der Künstler war Venezianer, und so fehlen den Häusern Cuzcos weder venezianische Außentreppen, Balkone und Aussichtstürmchen, noch die typischen Schornsteine, die klassischen Fassaden oder spätgotischen Fensterfronten. Für die dreifach ummauerte Festung mit Kuppelbau stand der Tempel Salomos Modell.
1533 wurde Cuzco von Pizarro erobert und nach einem Brande im Jahre 1535 wieder aufgebaut. Viele der massiven Hausmauern der Inkastadt blieben erhalten, so daß sie als Fundamente der spanischen Neubauten dienen konnten. Sie sind auf dem Plan des Stadtkerns durch dickere Striche markiert und zeigen, daß der Plan des spanischen und damit des heutigen Cuzco sich in seiner Grundstruktur nicht von dem der Inkastadt unterscheidet. Die

Ramusios Ansicht von Cuzco aus dem Jahre 1556, eine ohne Ortskenntnis entstandene Phantasiedarstellung.

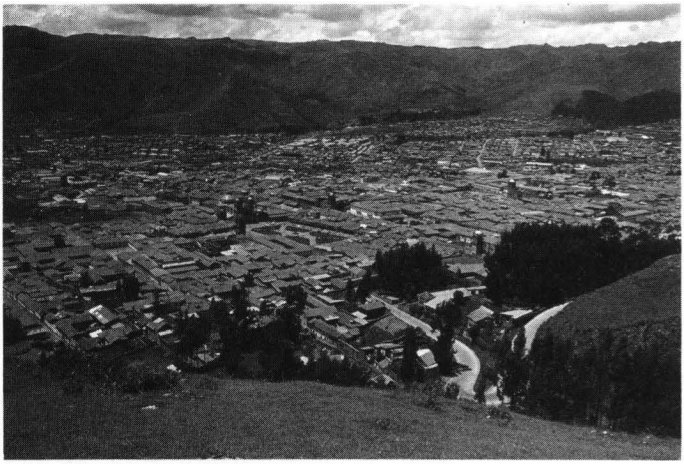


Gasse in Cuzco. Die Zyklopenmauer aus der Inkazeit dient als Fundament eines kolonialzeitlichen Gebäudes.

tet, dessen einstige Funktion nicht bekannt ist. Die Steinsockel der neben der Kathedrale gelegenen Kirche El Triunfo gehörten zu Viracochas Palast, und für die erzbischöfliche Residenz in der Calle Hatun Rumiyoc (Quechua: „Großer Stein") wurde eine der erhaltengebliebenen inkaischen Zyklopenmauern mit dem berühmten „Zwölfeckenstein" und eine zum Palast des 6. Inka Roca gehörende Mauer verwendet. Von den zahlreichen anderen Bauten, die architektonische Hinterlassenschaften der Inka nutzen, seien nur der ehemalige Cabildo (das Rathaus der Kolonialzeit) und das Geburtshaus des berühmten Chronisten und Geographen Garcilaso de la Vega (1539 - 1616) genannt, der der Sohn eines andalusischen Feudalherren und einer Inkaprinzessin war. Eine der eindruckvollsten Straßen mit hohen Inkamauern ist die schmale Loreto-Gasse.
Erdbeben, besonders die der Jahre 1650, 1950 und zuletzt im April 1986, hatten immer wieder schwere Zerstörungen in Cuzco zur Folge. Aber davon wurden stets nur die kolonialspanischen Oberbauten betroffen, das ohne Mörtel vorwiegend aus polyedrischen Granitblöcken gefügte Mauerwerk der Inka hingegen blieb unbeschädigt bis heute erhalten. Jedesmal hat man die eingestürzten Kirchenkuppeln und die so ungemein malerisch wirkenden Fassaden der kolonialspanischen Bürger- und Patrizierhäuser mit ihren Arkaden, eleganten Säulen und Rundbogenfenstern, ihren reichgeschnitzten hölzernen Balkonen und weit vorkragenden rotbraunen Ziegeldächern sorgfältig restauriert.

Von der Inka-Festung Sacsayhuamán bietet sich ein großartiger Blick auf die 250 Meter tiefer, im Talkessel des Rio Huatanay auf 3326 Meter Meereshöhe gelegene Stadt. An ihren Rändern zieht sie sich bis 3430 Meter hinauf. Die weitaus überwiegende Zahl

Patio eines kolonialzeitlichen Hauses in Cuzco.



Blick von der Inka-Festung Sacsayhuamán auf Cuzco. Im Mittelgrund die Plaza de Armas.

der Häuser sind Patiohäuser, obwohl die offenen Innenhöfe bei den zwischen 7° und 10° C schwankenden mittleren Monatstemperaturen, der täglichen Erwärmung bis 16° und nächtlichen Abkühlung auf 6° C keineswegs den idealen Haustyp für eine Hochlandstadt darstellen. Beherrschender Platz im Zentrum ist die Plaza de Armas mit der Kathedrale, für deren Fundamente z. T. den Festungsmauern und dem Tempel-Palast Viracochas entnommene Blöcke dienen mußten. Die Plaza de Armas entspricht in ihrem rechteckigen Grundriß ziemlich dem alten, Hauccaipata genannten Festplatz der Inka im Zentrum ihrer 1533 von den Spaniern eingenommenen und durch den großen Brand von 1535 zerstörten Hauptstadt. Als dies geschah, hatte sich Pizarro bereits aus politischen Gründen entschlossen, seinen Regierungssitz in die von ihm gegründete Stadt Lima zu verlegen. So erfolgte der Wiederaufbau Cuzcos nicht unter dem Gesichtspunkt, das durch die Inka gegründete, überregional orientierte Machtzentrum als ein solches der neuen Herren fortzusetzen, sondern es waren ihm lokal begrenzte Aufgaben zugedacht. Es wurde zu einem Verwaltungsmittelpunkt des peruanischen Hochlandes, eine wichtige Zwischenstation auf dem Überlandweg von Lima zum Titicacasee und den Silberminen in Hochperu. Als Zentrum eines produktiven Agrargebietes und des Wollhandels verfügte die Stadt, von der zahlreiche alte Veduten erhalten sind, über eine solide wirtschaftliche Basis und entwickelte sich zu einer ihren Wohlstand widerspiegelnden kolo-

nialspanischen Stadt. Viele der Hacendados aus der näheren Umgebung hatten dort ihren Wohnsitz. Cuzco war zwar nicht mehr wie unter den Inka der *Nabel der Welt* (mit über 100 000 Einwohnern, wie die frühen spanischen Chronisten berichten), sondern eine Provinzstadt mit einer solchen Fülle architektonisch hervorragender Bauten, daß sie einen Vergleich mit Quito oder Lima nicht zu scheuen brauchte. Die Malerschule von Cuzco, die im 17. Jahrhundert ihre Blütezeit erlebte, hat durch ihre in königliche Gewänder gehüllten, etwas steif wirkenden Madonnen mit aufgelegter Goldmalerei einen besonderen, sich nirgends in Südamerika wiederholenden Stil geprägt. Auch die Erzeugnisse des cuzqueñer Kunsthandwerks waren berühmt. Zu einem geistigen Zentrum des Hochlandes wurde die Stadt durch ihre 1692 gegründete Universität. Sie war in dem stattlichen Seminario San Antonio mit seinen zwei großen Innenhöfen untergebracht.

Cuzco in der Gegenwart

Noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts war Cuzco mit 20 000 – 30 000 Einwohnern nach Potosí und Lima die drittgrößte Stadt der Andenländer. Innerhalb des heutigen Staatsgebietes von Peru stand sie an zweiter Stelle. Erst 200 Jahre später verdrängte Arequipa sie von diesem Platz, denn um 1900 zählte Cuzco noch immer erst 20 000 Einwohner. 1930 waren es rund 40 000, und auch in den folgenden 20 Jahren wuchs die Bevölkerung um nicht mehr als 5000. Dann beschleunigte sich das Wachstum der Stadt: von 60 000 im Jahre 1961 verdoppelte sich die Einwohnerschaft auf 121 500 innerhalb des Jahrzehntes bis 1972.
Städtebaulich hat sich Cuzco seit der Kolonialzeit wenig verändert. Nach seiner Einwohnerzahl ist es zwar heute *Großstadt* und steht unter den Städten Perus an 7. Stelle, aber es blieb von modernen Stadterweiterungen oder Überbauungen verschont. Es ist nach wie vor die liebenswerte, durch die architektonischen Zeugnisse zweier Kulturen geprägte und glücklicherweise unter Denkmalschutz stehende Hochlandstadt, eines der großartigsten Ziele, das Südamerika bildungsbeflissenen Reisenden zu bieten hat. So ist denn auch der Tourismus zu einer Haupteinnahmequelle für Cuzco geworden. Obgleich es dort einige industrielle Unternehmungen gibt – Textil-, Lederwaren-, Nahrungsmittel-, Schokoladen-, Kerzen- und Seifenfabriken, Brauereien, Mühlen, Sägewerke und eine Zuckerraffinerie –, treten diese im Stadtbild doch völlig zurück. In jüngerer Zeit ist die von Cuzco bis zum

Titicacasee reichende zentralen Zone des peruanischen Hochlandes zu einem der sekundären Wachstumszentren des Landes erklärt worden, aber wie bisher dominiert unter den Wirtschaftsfunktionen Cuzcos der Handel mit Feldbau- und Tierzuchtprodukten.
Mit 76 000 Quadratkilometer Fläche ist die Provinz Cuzco (abgesehen von zwei Departamentos im östlichen Tiefland) die größte Verwaltungseinheit Perus, jedoch reicht ihr wirtschaftliches Einflußgebiet rund 100 000 Quadratkilometer darüber hinaus. Etwa 60 Großhandelsfirmen, meist Filialen in Lima oder Arequipa ansässiger Stammhäuser, sind in Cuzco vertreten. Eine nicht zu unterschätzende kommerzielle, vor allem aber soziale Funktion erfüllen die vielen Straßenmärkte, auf denen die Indianerinnen ihre in Kleinstbetrieben erzeugten Agrarprodukte zum Verkauf anbieten. An ihren vielfarbigen, aber unterschiedlichen Trachten sind die Herkunftsorte der oft stundenlang hinter ihren kleinen Obstpyramiden und Gemüsehäufchen hockenden Indianerinnen zu erkennen.
Das Wachstum Cuzcos von 60 000 Einwohnern im Jahre 1961 auf 121 500 (1972) beruht im Vergleich zu anderen peruanischen Städten nur zu einem bescheidenen Anteil auf dem Zuzug von *campesinos*. Am Stadtrand gab es Anfang der 70er Jahre 20 Barriadas, in denen 24 000 Menschen, d. h. 20 % der damaligen Gesamtbevölkerung lebten. Gegenwärtig soll die Einwohnerzahl 150 000 erreicht haben. Welchen Anteil daran die Barriadabevölkerung hat, ist nicht bekannt.
Wie die wenigen Fabriken beeinträchtigen auch die *pueblos jóvenes*, die peripheren Elendsviertel, bisher kaum die überkommene *Personalität* und das indianische Ambiente der Stadt. Die Zugezogenen haben nur geringe Aussichten, in der Industrie Beschäftigung zu finden. Sie verdienen ihren Lebensunterhalt als Kleinhändler und durch Dienstleistungen, profitieren ebenso vom Fremdenverkehr wie die altansässige Bevölkerung. Tourismus, Handel und Verwaltungsfunktionen sind die wirtschaftlichen Säulen des heutigen Cuzco.

Indianermarkt in Cuzco.

Axel Borsdorf

Patagonien und Feuerland

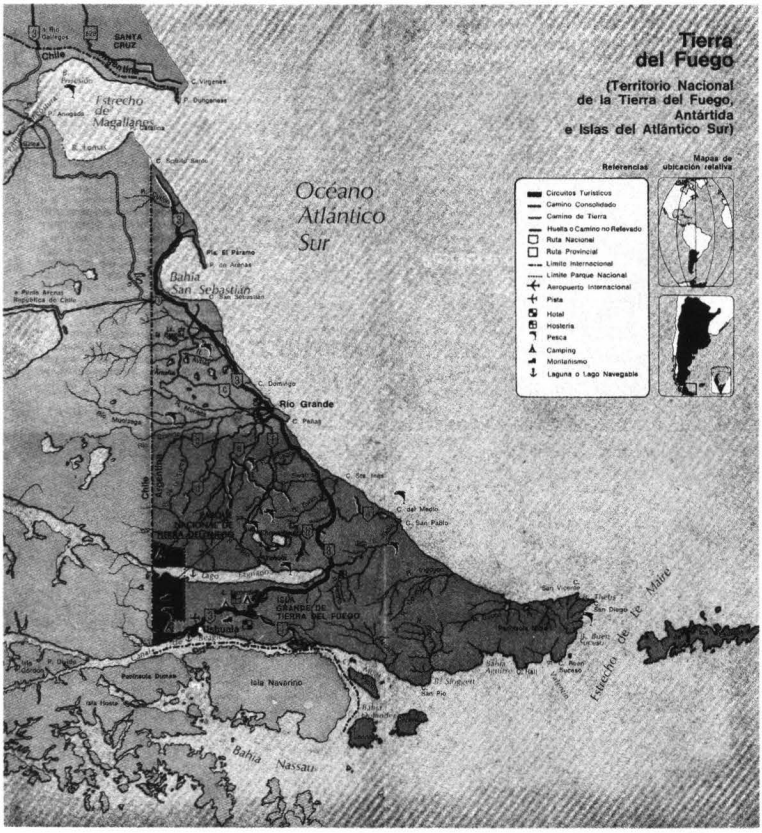
Ein jugendlicher Naturraum

„Wer einmal die Beeren des Calafate gekostet hat, kommt immer wieder nach Patagonien zurück!" Sicher ist es nicht der Geschmack der etwas bitteren Beere, der – dem patagonischen Sprichwort zufolge – den „Reingeschmeckten" in den Südzipfel Lateinamerikas zurücklockt. Vielmehr sind es jener eigenartige landschaftliche Reiz und die besonderen menschlichen Qualitäten seiner Bewohner, das *„Patagonische, Allzupatagonische"*, wie es ein Schriftsteller einmal auszudrücken versuchte.[1*)]

Die **Landschaftsnamen** Patagonien und Feuerland sind irreführend. Das *„Land der Patagonen"*, jener vermeintlich gigantischen Indianer, deren guanacofellumhüllte Füße große Spuren im weichen Ufersand der patagonischen Küste hinterließen, die Magellan[2)] bei seiner Durchseglung der Meeresenge 1520 als Abdrücke großer Füße (*patagones*) deutete, dieses Indianerland also ist längst ein Land der Schafe, der Gauchos und des Erdöls geworden. Nur auf den Inseln südlich und westlich des Festlandes leben noch einige wenige kleinwüchsige Indios von einer ganz anderen Rasse als die der von Magellan beschriebenen Riesen. Noch irreführender ist die Bezeichnung *Feuerland"*. Niemals hatte diese Insel ein brütend heißes Klima, auch feuerspeiende Vulkane wird der Reisende dort vergeblich suchen. Im Gegenteil, die Berge sind in dicke Schnee- und Gletschermassen eingehüllt. Die Entdecker der Insel gaben ihr auch nicht den Namen „Land **des** Feuers" sondern „Land **der** Feuer" – tierra de los fuegos, denn sie waren beeindruckt von den unzähligen Lager-und Herdfeuern, die am Strande und sogar auf den Booten der spärlich bekleideten Indios unterhalten wurden.[3)] Sie standen in auffälligem Kontrast zur unwirtlichen atlantischen Südküste, wo die iberischen Seeleute nirgends auf Spuren menschlichen Lebens gestoßen waren.

Bis zur Gründung des Vizekönigreichs Peru (1542) gehörte der ganze Süden des Erdteils zur *Gobernación de Simón de Alcazaba.*[4)] Eine auf 36° 32's Br. genau von Osten nach Westen verlaufende Linie begrenzte dieses Gebiet gegen die Gobernación del Río de la Plata, die sich damals ebenfalls vom Atlantischen bis zum Pazifischen Ozean erstreckte und Pedro de Mendoza unterstand. Nach der politischen Neuordnung im Jahre 1542 wird Patagonien hin und wieder urkundlich erwähnt, so z. B. 1617 als südlichster, wenn auch noch nicht tatsächlich in Besitz genommener Teil der

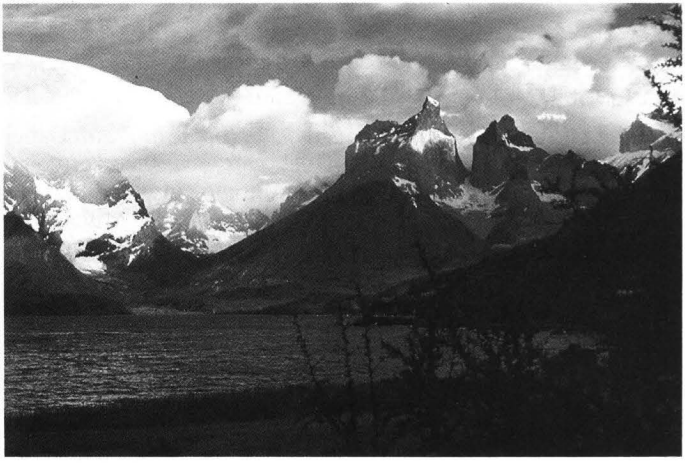
*) Anmerkungen siehe Seite 143.



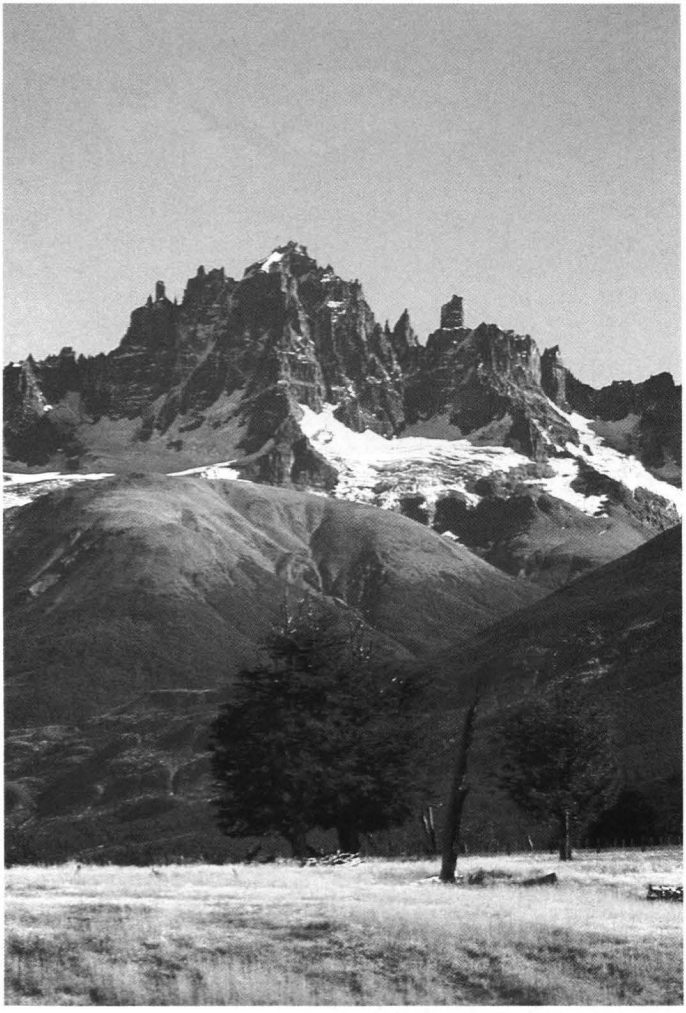
Feuerland, der argentinische Teil.

inzwischen sehr erweiterten *Gobernación Río de la Plata.* Dabei verstand man unter Patagonien das ganze Gebiet vom Río Colorado an südlich bis zur Magellan-Straße einschließlich des heute chilenischen und argentinischen Territoriums. Militärisch-strategische Bedeutung erhielt der Río Colorado als Nordgrenze Patagoniens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als entlang seinem Lauf eine Befestigungslinie gegen die ständige Indianergefahr aus dem Süden geschaffen wurde. Patagonien war bis dahin ein riesiger, praktisch unberührter Raum, in dem die Indianerstämme frei und ungehindert schweiften. Erst als durch den Vernichtungskrieg Argentiniens unter General Roca die Tehuelches praktisch ausgerottet waren und aus der Sicht der argentinischen Regierung nun die Erschließung des Gebietes einsetzen

konnte, wandelte sich der Name Patagonien allmählich zu einem wirtschaftlichen und mit der fortschreitenden Erforschung schließlich zu dem geographischen Begriff, wie wir ihn heute verstehen.
Naturräumlich bilden Patagonien und Feuerland eine Einheit. Die Magellanstraße, die an ihrer engsten Stelle nur 3 Kilometer breit ist, stellt auch keine kulturräumliche Grenze dar. Dennoch sind Patagonien und Feuerland eindrucksvoll gekammert, wobei die **Landschaftseinheiten** im wesentlichen meridional, d. h. nordsüdlich angeordnet sind. Die Staatsgrenze zwischen Argentinien und Chile, die erst 1902 durch Schiedsspruch der britischen Krone endgültig festgelegt wurde, bildet dabei auch die übergeordnete Landschaftsgrenze zwischen Ost- und Westpatagonien. Der chilenische Westen - dort auch als *„Großer Süden"* bezeichnet - ist im wesentlichen mit der Südkordillere und ihrem westlichen und östlichen Vorland identisch. Das argentinische Ostpatagonien, der flächenmäßig weitaus größere Anteil, ist durch die weiten Ebenen eines mehr als Tafel- denn als Schichtstufenland erscheinenden Landschaftsraums gekennzeichnet. Innerhalb dieser Großeinheiten lassen sich Teillandschaften erkennen, die sozusagen als „Meridionalstreifen" angeordnet sind. In Chile folgt auf die amphibisch anmutende Zone der Inseln und Kanäle die bis auf 4000 m ansteigende, intensiv vergletscherte „Patagonische Kordillere", an die sich östlich ein gebirgiger Übergangsraum, die sog. „Parkzone" anschließt, die schließlich in die patagonische Steppe übergeht.



Lago Nordenskjöld und Cordille a de Paine.



Der zinnengekrönte Cerro Castillo in Aisén.

Landschaftlich vereinigen sich in der **Südkordillere** skandinavische und alpine Züge. An Norwegen erinnern die tief ins Land eingeschnittenen Fjorde im Westen ebenso wie die Arme der großen Seen, die von Osten her in das Gebirge eingreifen. Im nördlichen Westpatagonien sind die Inseln – wie in Nordeuropa – aus altkristallinen Gesteinen aufgebaut, die vielfach noch Altflä-

Lago Elizalde in Aisén, ein typischer Gebirgsrandsee.

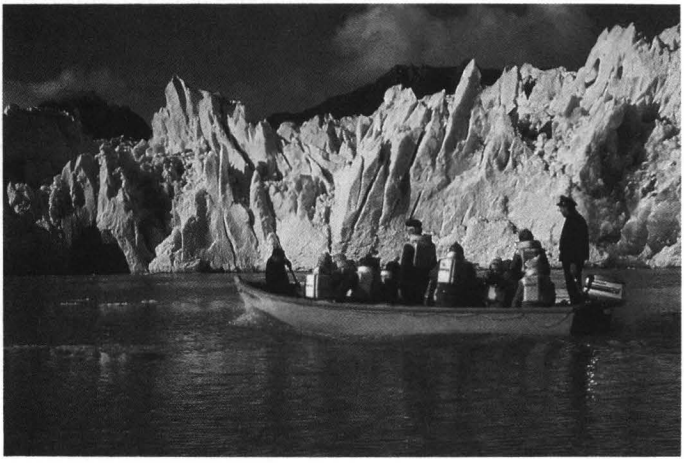
chenreste zeigen. Und der Kern des Hochgebirges ist granitisch, wenn auch weniger alt als die skandinavischen Granite.
Alpin wirken die scharfen Grate und Gipfel, die so ganz andere Formen zeigen als die Hochkordillere im mediterranen Klima von Santiago und Mendoza. Einige dieser Gipfel, zum Beispiel die Granitspitzen de Cordillera Paine (2460 m) oder die Dioritnadeln des Cerro Fitz Roy (3375 m) bilden Berggestalten von unvergleichlicher Kühnheit. Andere wie der Cerro Valentín (4038 m) im nördlichen Inlandeis, der höchste der Südandenberge, ragen als vollkommen vereiste Dome über die Gletscherfelder der Umgebung empor.
An die Alpen erinnern nicht zuletzt die in die Tiefen der Quertäler eingebetteten Seen, etwa dreißig große und ebenso viele kleinere, die die Südkordillere in ihrer ganzen Längsausdehnung begleiten. Diese Zungenbeckenseen sind aber nicht allein auf die Gebirgsränder beschränkt, sondern greifen tief in den Körper der Kordillere hinein, ja durch ihn hindurch. Die Seen Lacár, Buenos Aires/General Carrera und San Martín/O'Higgins, deren Becken sich nach Osten zum Vorland hin öffnen, entwässern aber nach Westen zum Pazifik.
Von den in die südlichsten Seen und in die Fjorde eintauchenden Gletschern lösen sich die Eismassen, kleine und größere Schollen, ja sogar Eisberge treiben auf den vom Weststurm gepeitschten Wellen. Ringsum erheben sich die scharfen Grate und Zinnen der Bergkämme, grüner Südbuchenwald mit Papageien und Kolibris reicht bis ans Eis und an die Seen oder Meeresarme hin-

unter: ein Bild von eindringlicher Schönheit und fremdartigem Reiz wie es auf der Welt nur noch einmal in Neuseeland angetroffen werden kann.
Zwei der Gletscher haben eine gewisse Berühmtheit erlangt: Auf der chilenischen Seite ist es der *Ventisquero San Rafael,* der vom nördlichen Inlandeis kommend als äquatornächster Gletscher der Welt das Meer erreicht. Die kreisrunde Laguna San Rafael ist eigentlich ein Zungenbeckensee, der über den Canal de los Témpanos - den Eisbergkanal - mit dem Meer verbunden ist. An seiner Front hat der Gletscher eine Breite von ca. 4 km und eine Höhe von gut 50 m. Lufttaxis und ein modernes Kreuzfahrtschiff bringen den Touristen an diesen Attraktionspunkt, der etwa auf der geographischen Breite von Mailand, nur eben auf der Südhalbkugel, liegt.
Der bekannteste Gletscher des südlichen Inlandeises ist der *Moreno-Gletscher.* Er macht immer wieder durch seine unregelmäßigen Vorstöße von sich reden, wenn seine Zunge über einen Arm des Lago Argentino hinausgreift und das gegenüberliegende Ufer erreicht. Dann stauen sich die Wasser der südlichen und östlichen Seearme, der Wasserspiegel steigt und die anliegenden Schafweiden werden überflutet. Die Vorstöße stehen paradoxerweise mit dem allgemeinen Gletscherrückgang in den Südanden in Zusammenhang, wenn nämlich über dem Hauptgletscher hängende Nebengletscher ihren Halt verlieren, auf diesen stürzen und mit ihrer Eismasse ihn zu einem schnelleren Vorstoß zwingen.
Das Nährgebiet dieser beiden bekannten Gletscher bilden die Inlandeisfelder, deren flächenhafte Ausdehnung 4.400 km² bzw. 3.200 km² beträgt. Sie sind aufgrund dieser Größe jedoch nicht mit dem grönländischen Inlandeis zu vergleichen, weshalb der Terminus in der wissenschaftlichen Literatur umstritten ist.
Auch die feuerländische Kordillere, die am Cerro Luis de Savoya 2469 m, am Monte Darwin 2438 m erreicht, ist intensiv vergletschert. Dort erreichen die Eisströme auf chilenischem Territorium ebenfalls oft das Meer, so der Cistor-Gletscher, der in die Garibaldi-Bucht mündet, der Negri-Gletscher, der Marinelli-Gletscher, der Roncagli- oder der gewaltige Italia-Gletscher.[5]
Der sich östlich an die Kordillere hin anschließende Gebirgssaum, im nördlichen und mittleren Westpatagonien als **Parkzone** bezeichnet, wird aus mächtigen kreidezeitlichen und alttertiären Sedimenten und vulkanischen Decken aufgebaut, die infolge der Schrägstellung durch die Andenaufwölbung gewaltige Schichtstufen und Schichttafeln bilden. Die Cordillera Divisadero bei Coihaique oder der Cerro Castillo nahe Patagonia Inn, der Kul-

Perito Moreno-Gletscher.

lisse von Gabriela Mistrals patagonischen Gedichten,[6] bilden Bergindividuen von großartiger Einprägsamkeit.

In die Ausläufer der Parkzone greifen in den Talungen die mit Polstern und Gräsern überzogenen Flächen der **ostpatagonischen Steppe** ein. Die ostpatagonischen Schichttafeln sind infolge zu geringen Schichteinfalls, zu geringer Resistenzunterschiede der einzelnen Horizonte und zu geringer Schichtmächtigkeit so weiträumig angelegt, daß bei der riesigen Horizontalausdehnung der Landterrassen die vertikalen Höhendifferenzen

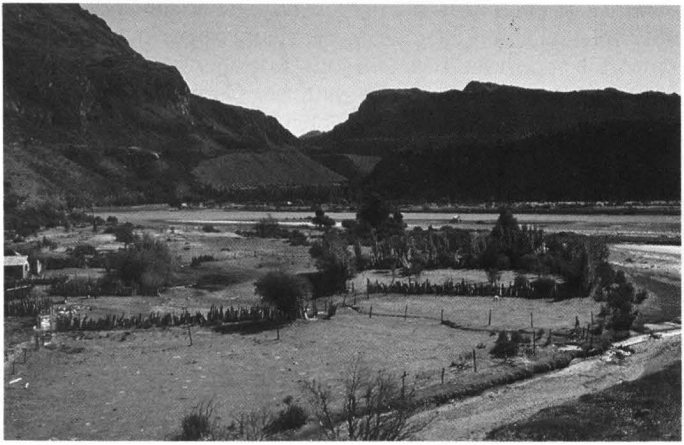


Am San-Rafael-Gletscher in Westpatagonien.

an den Stufenrändern gar nicht ins Gewicht fallen. So herrscht der optische Eindruck des Tafellandes vor, wenn es sich auch im geomorphologischen Sinn um ein Stufenland handelt, das sich bis zum Andenrand hin auf 1000 - 1500 m Höhe heraushebt. Dieser Anstieg nach W erfolgt zwar auf 300 - 700 km nahezu unmerklich, hat aber doch zur Folge, daß die Schichtpakete leicht gegen den Trauf hin einfallen. Die nach Osten gerichteten *„cuestas"* sind daher Achterstufen, die sich durch einen sehr viel lebhafteren Formenschatz auszeichnen als die Frontstufen, die in dem ariden Klima mangels Quellerosion in relativer Ruhe verharren. Über die Achterstufen dagegen fließt das Regenwasser ab, das auf den ihnen zugeneigten Mesetas über ein großes Einzugsgebiet verfügt.

Die weite patagonische Ebene wird zuweilen von einzelnen oder von Gruppen von Zeugenbergen überragt, die auch weit von der Stufenfront entfernt liegen können. Im Hinterland von Puerto Deseado z. B. erheben sich aus einer vollkommen horizontal erscheinenden Fläche zahlreiche vollendet geformte Pyramiden von gleicher Höhe empor, ein Landschaftsbild wie man es auch zwischen Assuan und Wadi Halfa westlich des Nils oder im Llano Estacado im westlichen Texas beobachten kann.[7]

Ein anderes Charakteristikum der patagonischen Landschaft sind die basaltischen Decken, die sich teilweise über die *Mesetas* ergossen haben. Sie lassen die Trapezform der Mesetas noch deutlicher hervortreten, indem sie einen dunklen, kräftigen Strich um die Kanten der Hochflächen ziehen. Die *„leise vor sich hinträumenden Tafelberge"*, die Hermann Schreiber in seinem



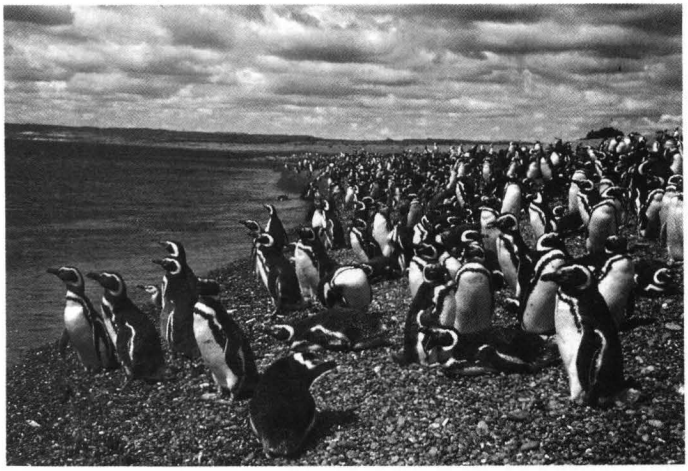
Schichtgesteine und Bewässerungslandschaft am Rio Ibañez.

Gauchoroman so treffend beschrieb,[8] hat man sich als derartige basaltgekrönte Bergindividuen vorzustellen.
Die in Patagonien sichtbaren Zeugnisse der pleistozänen Vergletscherung nehmen von Norden nach Süden zu: sind die Moränen zunächst noch innerhalb der Kordillere gelegen, rücken sie im Bereich der Zungenbeckenseen bald an den Rand, dann in das Mesetagebiet hinein und erreichen schließlich in Santa Cruz und im Feuerland den Atlantischen Ozean. Da das für die Oberfläche der Mesetas charakteristische „patagonische Geröll", das schon Charles Darwin aufgefallen war, aber auch außerhalb der Moränenkränze der jüngsten Vereisung auftritt, muß angenommen werden, daß auch das mittlere und nördliche Patagonien während einer älteren pleistozänen Kaltzeit von Vereisungen betroffen war.
Bereits ein Blick auf die Atlaskarte zeigt den Gegensatz der Formen der atlantischen und der pazifischen **Küste** Patagoniens, der an die so unterschiedliche skandinavische Küste an Nord- und Ostsee erinnert. Hier wie dort handelt es sich um Überflutungsformen, die sich durch den eustatischen Meeresspiegelanstieg nach Ende der Kaltzeiten ergeben haben. So sind die jeweiligen Westküsten morphologisch auch identisch: in beiden Fällen handelt es sich um Fjordküsten, die durch Eindringen des Meeres in die durch Gletscher ausgeschürften ehemaligen Trogtäler entstanden sind. Die Ostküsten dagegen sind nicht vergleichbar.Die schwedische Schärenküste besteht aus überfluteten Rundhöckern im anstehenden Fels, die ostpatagonische Küste ist eine Kliffküste, die sich im Sedimentgestein ausgebildet hat. Oft sind mehrere Strandterrassen mit den dazugehörigen toten Kliffs übereinander gestaffelt und zeugen davon, daß es in nachpleistozäner Zeit noch höhere Meerestransgressionen gegeben hat. Den Prototyp dieser Küste findet man bei Comodoro Rivadavia. Breite Terrassen führen vom Strand in die Höhe. Mit großartiger Regelmäßigkeit liegen die grauen und gelben waagerechten Tafeln übereinander, während der Cerro Chenque als weithin sichtbare Landmarke bis zum Meeresspiegel hinabreicht.
Der landschaftliche Gegensatz zwischen West- und Ostpatagonien ist nur zum Teil durch den verschiedenartigen Gesteinsaufbau und die unterschiedliche Morphologie bestimmt. Weitaus markanter noch ist der **klimatische Kontrast.** Der Kamm der Südkordillere bildet eine der schärfsten Klimascheiden der Erde überhaupt. Die feuchtigkeitsgesättigten Westwinde regnen sich vor dem Gebirge ab und gelangen als trockene Fallwinde in das ostpatagonische Tafelland. So sinken etwa die Jahresniederschläge auf einer Horizontaldistanz von nur 103 km zwischen

Puyuhuapi und Río Cisnes von 3745 mm auf 389 mm. Auch die Temperaturverhältnsse sind grundverschieden. Wegen der ausgleichenden Wirkung des Meeres liegt die Jahresamplitude auf der Westseite bei 10° - 17° C, Frost ist auf Meeresniveau dort unbekannt. Auf der Andenostseite dagegen steigt die Amplitude bis auf 25° C, Fröste können während der Monate Mai bis September häufig auftreten. Der Kältepol Südamerikas liegt im argentinischen Chubut: dort wurden bis −33° C gemessen. Durch den beständig wehenden Westwind, der häufig Sturmstärke erreicht, wird in Ostpatagonien die winterliche Kälte als besonders unangenehm empfunden. Der kalte Falkland-Strom, der die Küste begleitet, entzieht Ostpatagonien den mildernden maritimen Einflüssen. Erst auf Feuerland wirkt sich die Nachbarschaft des Meeres wieder wärmend aus.

Mit dem kalten Meeresstrom kommen Seelöwen, Pinguine, auch Bärenrobben und See-Elefanten bis weit nach Norden. Sogar Wale erscheinen ab und zu an der patagonischen Küste. Das argentinische Paradies der Pinguine ist die Halbinsel Valdés in Chubut südlich des San Matías Golfs.

Die offene patagonische Pampa ist der Lebensraum der patagonischen Straußenvögel Ñandu und der Gürteltiere, zum Gebirge hin auch der Guanacos, einer Lamaart. Die Seen werden von Schwarzhalsschwänen und Flamingos bevölkert. Im Gebirge zu Haus sind die letzten Andenhirsche, die Huemules, die einst so zahlreich waren, daß sie in das chilenische Staatswappen aufgenommen wurden. Auch das zweite Wappentier, der gewaltige



Pinguin-Kolonie in Punta Tombo.

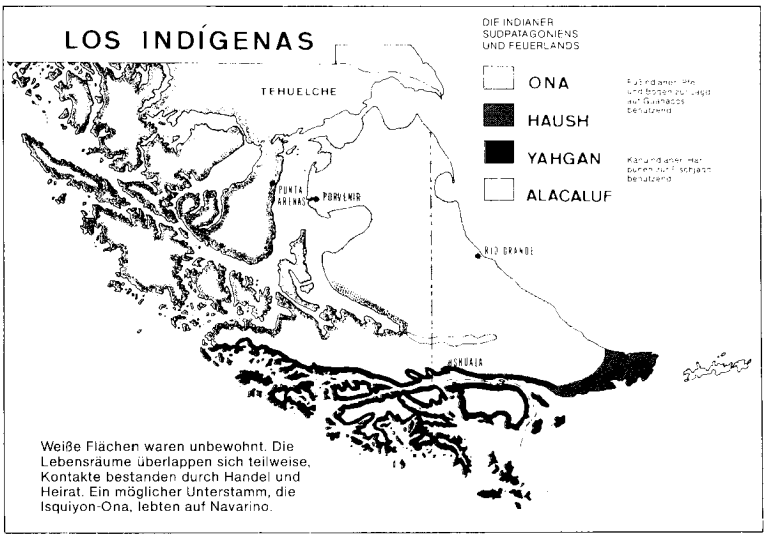
See-Elefanten in Punta Norte (Halbinsel Valdez).

Condor, wird in den Südanden angetroffen. Der patagonische Wald ist arm an Singvögeln, das Auge erfreuen aber die flinken Kolibris und die grünen Papageien.[9)]

Wie die Tiere an ihre natürliche Umgebung angepaßt sind, so ist es auch die **Vegetation.** Der klimatische Gegensatz zwischen West und Ost, oder besser: von Luv und Lee findet sich in der Pflanzenwelt wieder. Der im Westen auf Meeresniveau einsetzende immergrüne Südbuchenwald mit seinem dichten Unterholz (sog. *Coihue/Tepa-Wald*) geht in der Höhe in lichte, laubwerfende Südbuchenwälder (*Lenga-Wald*) über, dem im Westen noch ein Stockwerk aus kleinwüchsigen immergrünen Bäumen (*Coihue magellanica*) aufgesetzt ist. Im Osten entspricht dieser Vegetationsstufe der *Ñirre-Wald,* der auch die Grenze zur ostpatagonischen Steppe bildet. Am schönsten ist dieser Wald im Herbst, wenn das filigrane Buchenlaub rot gefärbt ist und die Berge dunkelrot eingerahmt erscheinen. Die Andenostseite ist den Winden in besonderer Weise ausgesetzt, so daß die Bäume dort in oft skuriller Weise winddefensive Wuchsformen zeigen. Oftmals sind sie überwuchert von Flechten und „spanischem Moos", was ihnen das Aussehen sturmerprobter Veteranen verleiht.[10)]

Dort findet man auch die schönsten natürlichen Steingärten aus herrlichen blühenden Pflanzenpolstern, wie sie sehr schön in einem „botanischen Garten" am Lago Nordenskjöld im Paine-Nationalpark, den aber die Natur selbst angelegt hat, erläutert sind.

Auch im Osten finden sich Polsterpflanzen, allerdings von geringerer Artenvariation. Dort unterstreicht die auf dem Niederschlagsmangel beruhende Vegetationsarmut die großen Linien der Landschaftsarchitektur. Nirgends werden die Formen von Wald verhüllt, alle Züge treten in der Strauch- und Wüstensteppe scharf hervor. Die dunklen Büsche der *Mata Negra* sind kaum kniehoch, transparent erscheinen auch die charakteristischen *Calafate*-Büsche. Dazwischen wachsen die braunen Büschel des *Coirón*grases, einer Festuca-Art, von der sich Millionen Schafe ernähren. Im Norden ist die Vegetation noch höher. *Jarilla* mit ihrem durchdringenden Geruch, *Sampa* und die blattlose *Mata de sebo* tauchen auf, gegen das Gebirge hin herrschen die rundlichen kniehohen Polster von *Neneo,* die wie viele Steppengewächse reich an ätherischen Ölen sind.
Auf Feuerland zeigt sich an den Resten abgestorbener und absterbender Bäume, daß die Steppe nach Süden an Raum gewinnt. In Zungen stößt die Steppe gegen das Waldland vor und drängt dieses infolge eines trockener werdenden Klimas gegen den Kordillerenrand zurück. *Festuca-* und *Stipa*-Gräser, *Calafate-* und *Mata-negra*-Sträucher sowie einzelne Polsterpflanzen überziehen die höheren Steppentafeln und Moränenkuppen, während sich in Tälern und Senken versumpfte Wiesen und Moore ausbreiten.
Die vielleicht bekannteste Pflanze der Wälder Patagoniens ist die nach dem deutschen Botaniker Fuchs benannte *Fuchsia magellanica,* deren hochgezüchtete Abarten in europäischen Wohnzimmern und Vorgärten heimisch geworden sind. Sie bildet in der patagonischen Kordillere lichte Sträucher, deren leuchtend rote Blüten begehrte Nahrung für die Kolibris bergen.
Die verschiedenen Naturräume Patagoniens beherbergten einst nach ihrer Lebensweise, Kulturstufe und ihrem Habitus sehr unterschiedliche **Indianervölker.** Es waren deren sechs, die man seit den ersten ausführlichen Berichten in zwei Hauptgruppen einteilt: die Land- (oder Fuß-)Indianer – ihre Völker nannten sich *Tehuelche, Ona* und *Haush* – und die Meer- (oder Kanu-)Indianer mit den Stämmen der *Chonos, Alacalufes* und *Yámana.* Vor dem Vernichtungsfeldzug des Generals Roca betrug die indianische Gesamtbevölkerung rund 15 000 Personen.[11]
Die zahlenmäßig bedeutendste Gruppe waren die Tehuelches, die „patagones" des Magellan, die als kriegerische Jäger die patagonische Steppe durchzogen. Aufgrund von Pfeilspitzenfunden wissen wir, daß schon vor 11 000 Jahren Menschen in diesen Raum kamen. Aus einer späteren Epoche sind die Höhlen- und Felszeichnungen überkommen, die in das 6. – 3. Jahrtausend vor



Die Siedlungsgebiete der Indianerstämme Feuerlands. (Aus: Tierra del Fuego von Rae Natalie Prosser de Goodall, Buenos Aires 1975).

der Zeitwende datiert werden. Die Höhlen Palí Aike, Gruta Fell und Escorial del Diablo im Hinterland von Punta Arenas bilden seit ihrer Entdeckung in den 30er Jahren das Ziel ethnologisch interessierter Touristen. Eine andere Höhle, die nach dem spektakulären Fund eines Milodónskeletts (vorgeschichtliches Riesenfaultier) benannt wurde, gibt gar zu Spekulationen Anlaß, daß die frühe Bevölkerung der Steppe und Parkzone dieses Tier domestiziert haben könnte, weil sich gemeinsam mit den Tierknochen auch menschliche Gerippe fanden. Kolonialzeitliche Schriftsteller haben immer wieder von derartigen Fabelwesen berichtet, so daß u. U. das Milodón noch in historischer Zeit von den Tehuelche gehalten wurde.

Dieser patagonische Menschenschlag entstand erst um das Jahr 1000, als Stämme, die eine dem Griechischen ähnliche ornamentale Kunst einführten, sich mit der autochthonen Bevölkerung mischten. Dieses neue Volk wurde von den Araukanern, ihren nordwestlichen Nachbarn als widerborstig (*tehuel*) bezeichnet. Sie selbst nannten sich aber *Gününa këna* (in Chubut), *Chewache këna* (in der Parkzone) oder auch *Aónikenk* (Südleute).

Wie die erhaltenen Fotografien zeigen (z. B. in den Museen von Punta Arenas oder Ushuaia), waren die Tehuelche eine kräftige, gesunde und schöne Rasse, den Rothäuten Nordamerikas in

Physiognomie und Körpergröße (mittl. Körpergröße der Männer: 1,80 m) nicht unähnlich. Auch Charakter und Lebensweise unterschieden sich kaum von ihren roten Brüdern im nördlichen Subkontinent. Ihr letzter Häuptling Mulato wurde von einem Salesianer-Pater als guter, arbeitsamer, liebenswerter und sympathischer Mensch beschrieben, der einem Patriarchen des Alten Testaments glich. Noch um die Jahrhundertwende kam Mulato zweimal jährlich nach Punta Arenas, um dort Felle und Kräuter einzutauschen. Doch auch die Friedensliebe eines Mulato konnte sein Volk nicht vor dem Genozid retten, das durch die grausamen Indianerjagden zur Zeit der *Conquista del Desierto* herbeigeführt wurde und von verheerenden Windpocken-, Masern- und Tbc-Epidemien begleitet wurde.

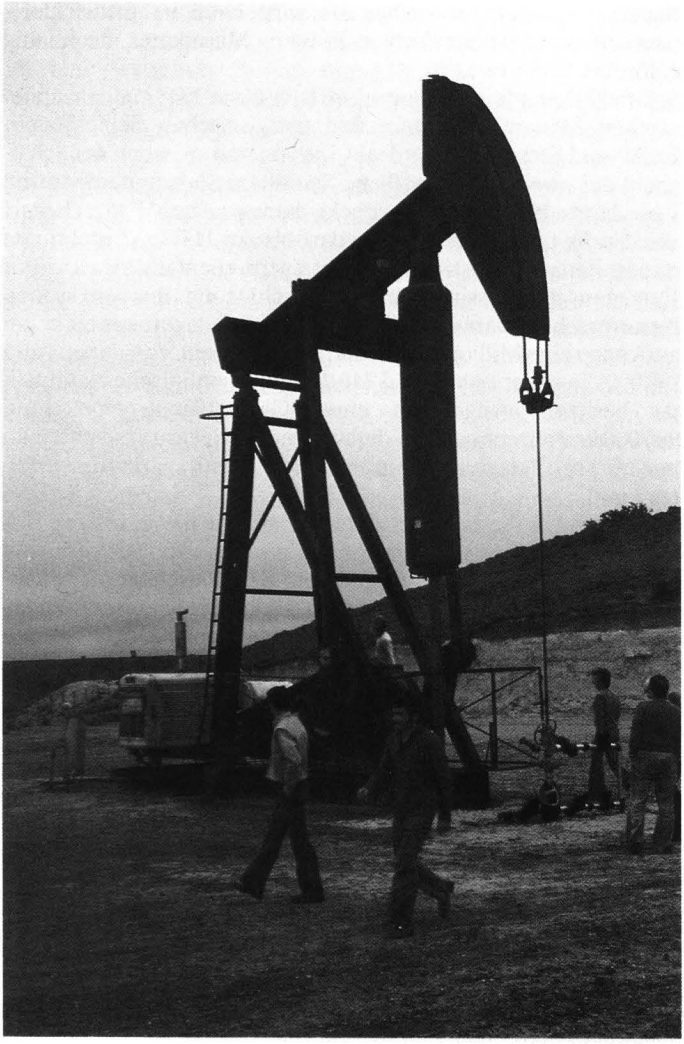
Ihre südlichen Verwandten waren die Ona, die sich selbst Selk'nam nannten. Ihr Los wurde weniger der Blutdurst eines General Roca als vielmehr der Goldhunger europäischer Abenteurer, deren Kontakt mit den Eingeborenen sich bald als verhängnisvoll für jene erwies. Alkohol und eigentlich harmlose Krankheiten, gegen die die Indios aber keine Abwehrstoffe besaßen, rafften dieses stolze Volk und ihre Verwandten, die Haush, dahin.

Unter abendländischen Moralkategorien würde die Beurteilung der zweiten ethnischen Hauptgruppe, der Meeresindianer, auf den ersten Blick weniger günstig ausfallen.[12] Charles Darwin, der auf dem britischen Forschungsschiff Beagle 1834 Feuerland umsegelte, nahm auf dieser Reise drei junge Männer vom Stamm der Yámanas (auch: *Yaghan*) mit in seine Heimat, wo sie nach britischer Sitte erzogen wurden und dabei auch den Gebrauch von Messer und Gabel lernten. Von Missionaren nach Feuerland zurückgebracht, hatten sie bald Gelegenheit, ihren staunenden Stammesgenossen ihre neuen Manieren vorzuführen - als es nämlich darum ging, die Missionare als willkommene Abwechslung auf dem Speiseplan sittsam zu verspeisen.

Derartig grausame Sitten waren Anlaß zu einer gründlichen Missionierung, die vor allem von italienischen Salesianern unter den Meeresindianern durchgeführt wurde. Auf diese italienischen Mönche gehen die vielen italienischen Landschaftsnamen auf Feuerland zurück. Die Mission der frommen Brüder hatte auch den gewünschten Erfolg. Der Kannibalismus wurde beendet, die einst bodenunsteten Meeresnomaden zur Seßhaftigkeit erzogen und im christlichen Glauben unterwiesen. So schwand das Heidentum aus Patagonien, leider aber auch die Patagonier. Denn diese erwiesen sich weder gegenüber den Lehren der Weißen noch gegenüber deren Krankheiten als resistent und starben bis

auf 2 Gruppen von jeweils ca. 30 Personen, die in traurigen Reservaten ihr Leben fristen, aus. Dort, in Puerto Edén - im Hafen des Paradieses also - kann das traurige Ergebnis europäischer Kulturmission in elenden Bretterbuden besichtigt werden.
Puerto Edén ist das Reservat der Alacalufes. Den letzten Yámanas kann man auf der chilenischen Insel Navarino begegnen.[13]
Schon im 17. Jahrhundert wurden die Chonos, die das Unglück hatten, näher an den Siedlungen der Weißen zu leben,scharenweise eingefangen und auf dem Sklavenmarkt von Valparaiso verkauft, bis sie spätestens Mitte des 19. Jahrhunderts restlos ausgerottet waren.
Seit **Magellan** das Feuerland entdeckte und im November 1522 in 22tägiger Fahrt den später nach ihm benannten Meeresarm durchfuhr, ist der äußerste Süden des amerikanischen Kontinents verrufen. Charles Darwin nannte Patagonien noch *„des Teufels Land"* und hielt es für ausgeschlossen, daß zivilisierte Menschen südlich des 42. Breitenkreises leben könnten. Frühere Erfahrungen der Spanier schienen ihm Recht zu geben: zwei Ansiedlungsversuche der iberischen Kolonialmacht an der Magellanstraße waren noch im Gründungsjahr 1584 gescheitert: die Siedler sind einfach verhungert. *Puerto de Hambre,* Hungerhafen, nennt sich noch heute der Platz, an dem eines der spanischen Forts stand (nahe Fuerte Bulnes bei Punta Arenas).
Die zuvor hauptsächlich von den britischen Freibeutern Francis Drake und Thomas Cavendish benutzte Magellanstraße geriet in den Verkehrsschatten, als 1616 holländische Seefahrer das Kap Hoorn, benannt nach ihrer Heimatstadt in Holland, fanden und sich die stürmische Südpassage als immer noch sicherer erwies als die Fahrt durch das Nadelöhr der Magellanstraße.
Von den Stationen der Robbenfänger und gelegentlichen Salzgewinnungsfahrten zu den abflußlosen Salzseen Patagoniens abgesehen, schienen Patagonien und Feuerland bis in das 19. Jahrhundert hinein für **wirtschaftliche Tätigkeiten** von geringem Nutzwert zu sein. Dies änderte sich mit dem Aufkommen der Dampfschiffahrt, als die Magellanstraße für die manövrierfähigeren Schiffe attraktiver wurde als die längere Kap-Hoorn-Passage. 1843 gründete die chilenische Regierung das Fort Bulnes an der Meeresstraße und 1849 die Stadt Punta Arenas.[14] 1865 landeten im argentinischen Teil Kolonisten aus Wales, um als erste Landwirtschaft am Unterlauf des Río Chubut zu treiben.
Die eigentliche Inwertsetzung begann aber erst, als man im Jahr 1877 die ersten Schafe von den Falklandinseln nach Punta Arenas brachte und entdeckte, daß sie dort im ganzjährigen Weidegang gehalten werden konnten. Nach anfänglichen Versuchen vor

allem schottischer Kolonisten, Schafzuchtfarmen mittlerer Größe einzurichten, gerieten die für die **Schafhaltung** geeigneten Steppenflächen bald unter den Einfluß großer Landgesellschaften, deren größte in Chile, die *Sociedad Explotadora del Tierra de Fuego,* nicht weniger als 1,7 Mio. ha erwarb und bis zur Agrarreform Anfang der 70er Jahre betrieb.



Ölpumpe bei Commodoro Rivadavia.

Ein zweiter Entwicklungsfaktor wurde der **Goldrausch**, der Ende der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts auf Feuerland begann und der vor allem dalmatinische Einwanderer, die bis dahin in Buenos Aires auf ihre Chance gewartet hatten, nach Punta Arenas und nach Feuerland zog.[15] Zwar erwiesen sich die Goldseifen 30 Jahre später als endgültig erschöpft, doch hat das südslawische Bevölkerungselement seither die wirtschaftliche Entwicklung namentlich der chilenischen Provinz Magallanes nachhaltig gefördert.

Schon 1907 wurden bei Comodoro Rivadavia, 1945 auch im chilenischen Manantiales, unter den patagonischen Schichttafeln **Erdöl- und Erdgaslager** entdeckt, die von nun an neben der Schafzucht das zweite wirtschaftliche Standbein Südpatagoniens und Feuerlands bildeten. Chile deckt daraus seinen Erdgasbedarf vollständig und seinen Erdölbedarf bis zur Hälfte, Argentinien seinen Bedarf an fossilen Energieträgern ebenfalls bis ca. 50 %.

Entgegen der pessimistischen Einschätzung des englischen Naturforschers Darwin ist die **Bevölkerung** Patagoniens bis heute auf knapp eine Million Menschen angewachsen, von denen rund 190 000 die chilenische, rund 740 000 die argentinische Nationalität besitzen. Angesichts einer Gesamtfläche von rund 900 000 km² errechnet sich daraus eine Bevölkerungsdichte von nur 1 E/km², Patagonien ist immer noch ein nur spärlich besiedeltes Land.

Dies gilt nicht für die Anzahl der Schafe, die diese riesigen Flächen beweiden. In ganz Patagonien sind es rund 25 Mio., von denen gut zwei Drittel zum Woll- und Kühlfleischexport Argentiniens beitragen, das übrige Drittel stärkt die chilenische Volkswirtschaft. So sind denn auch die Zäune – allein in Ostpatagonien wird die Gesamtfläche der Weidezäune auf 200 000 km geschätzt – und die **Estanzien** die prägenden Elemente zumindest der ostpatagonischen Kulturlandschaft.[16] Die Wohn- und Wirtschaftsgebäude der Erstanzien, die sog. *Cascos,* liegen aber oft in stunden-, ja Halbtagsentfernungen (mit dem Auto!) voneinander entfernt, so daß überall in der patagonischen Steppe der Eindruck der Weite und Einsamkeit gegenwärtig ist.[17]

Wegen der beständig wehenden Westwinde ducken sich die Estanzien oft in Bodenmulden, in die Hänge von Moränenrücken oder in die Täler. Pappeln und Weiden, in dichten Reihen gepflanzt, verbinden das Herrschaftshaus mit den Schlafstätten der Gauchos (in Argentinien) oder *Ovejeros* (in Chile) und den übrigen Wirtschaftsgebäuden, darunter dem Scher- und Wollschuppen, dem Schafbad, der Schreinerei und Schmiede, dem Warenlager und Laden und den Pferchen, sie schließen auch die

„quinta" ein, den Gemüse- und Obstgarten der Estanzia. In großer Entfernung von der Estanzia liegen die Vorwerke (*puestos*), die von einigen Hirten bewohnt werden. Oft aber müssen die Gauchos auch heute noch auf der Pampa übernachten, wobei ihnen ihr fellbelegter Sattel als Schlafstatt und, wie Hermann Schreiber etwas ironisch bemerkt, der Calafate-Strauch als Windschatten dient. Gerade diese Funktion kann der Berberitzenstrauch aber am wenigsten erfüllen, da er, um den patagonischen Stürmen gewachsen zu sein, sehr filigran gebaut ist.[18]

In einer populären deutschen Illustrierten erschien kürzlich ein Bericht, der das Ende der Gauchos beklagte.[19] Dies mag für die „grüne" Pampa in der Umgebung von Buenos Aires gelten, wo in der Tat die Gauchoromantik nur noch für die Touristen zelebriert wird, im *„Wilden Süden"* Argentiniens und auf den Estanzien Chiles trifft man immer noch diesen zähen Menschenschlag an. Die beste Zeit, um die Gauchos bei der Arbeit zu beobachten, ist die im Dezember/Januar erfolgende Schur. Dann herrscht auf der Estanzia Hochbetrieb. Die Scherer, oft Wanderarbeiter von der chilenischen Insel Chiloe, stellen sich ein und führen mit dem Personal der Estanzia diese anstrengende Arbeit durch. Mit nur kurzen Unterbrechungen arbeiten sie vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag in den von Lärm, Staub und Dunst erfüllten Wollschuppen. Ein geübter Scherer schafft dabei täglich 250 Schafe. Rund hundert Vliese werden jeweils zu einem Ballen von 250 bis 420 kg gepreßt, mit Sackleinen umschlagen und mit Stahlbändern zusammengehalten.

Oft ziehen die Wanderarbeiter nach Ende der Schur in die großen Schlachthäuser und Kühlfabriken an der Küste weiter, wo im Herbst die Arbeit beginnt, bevor sie nach getaner Tat mit gefüllter Brieftasche in ihre Heimat Chiloe zurückkehren.
Aber nicht das Fleisch ist die „cash-crop" Patagoniens, sondern die Wolle. Das Fleisch geht großenteils nach Israel und in den Vorderen Orient. Die Wolle aber gelangt als qualitativ absolute Spitzenware auf den Weltmarkt. Jahr für Jahr werden in West- und Ostpatagonien etwa 100 Mio. t Wolle erzeugt!

Ein weiteres Erzeugnis der ostpatagonischen Landwirtschaft gelangt in großen Mengen auf den Weltmarkt: das **Obst** aus der Río Negro-Flußoase.[20] Im nordhemisphärischen Frühjahr, wenn in Europa die letzten Lageräpfel verbraucht sind, finden die *„manzanas del Río Negro"* bei uns einen guten Markt. Die Flußoasen Patagoniens am Río Negro, Colorado, Chubut und Senguer sind die bei weitem am dichtesten besiedelten Landstriche Südargentiniens.

Über solche Gunstzonen verfügt das chilenische Westpatagonien nicht. Auf der Leeseite der Kordillere wäre zwar in der Parklandschaft um Coihaique eine ertragreiche Rinderzucht möglich, doch sind die Absatzbedingungen dieses bis vor kurzem noch völlig von Mittelchile abgeschnittenen Territoriums zu ungünstig. Erst 1982 wurde eine erste **Straßenverbindung** von Coihaique nach Puerto Montt geschaffen, nachdem schon 1978 eine Fährverbindung von Puerto Aisén zur Insel Chiloe eingerichtet wor-

Dienstraum des Ortspolizisten von Villa O'Higgins.

den war.[21] An der schwierigen Situation der extrem peripher gelegenen Südregionen Chiles hat aber auch der schmale Erdweg, der den hochtrabenden Namen Carretera keinesfalls verdient, kaum etwas geändert. Isolation und Desintegration sind daher zwei Stichworte, die nicht allein große Teile der Wirtschaft Westpatagoniens treffend beschreiben, sondern auch die Lage der dort lebenden Bevölkerung.

Die wohl isolierteste Gruppensiedlung Patagoniens ist Villa O'Higgins am Südende der Región Aisén. Der kleine Ort ist nur per Flugzeug zu erreichen, das aber ausschließlich während der (seltenen) Schönwetterperioden verkehren kann. Der dortige Polizist versieht in Personalunion die Funktionen eines Ordnungshüters, Richters, Vollzugsbeamten, Allgemeinmediziners, Zahnarztes und Geburtshelfers. Sein Protokollbuch liest sich wie eine Ortschronik des Mittelalters.

In der Inselzone gibt es einige Fischerdörfer, deren Bewohner sich mehr schlecht als recht vom Fischfang und dem Sammeln von Schalentieren ernähren. Auf einer dieser Inseln lebte auch acht Jahre lang ein deutscher Siedler, der über seine Robinsonade einen kleinen Erlebnisbericht verfaßt hat.[22] Puyuhuapi, die Siedlung sudetendeutscher Teppichknüpferfamilien, liegt am Ende des gleichnamigen Fjords und damit bereits auf dem Kontinent, unterliegt aber denselben klimatischen Bedingungen wie die Inseln. Fast 4 m erreicht dort der Jahresniederschlag. Bis vor wenigen Jahren stellten allein der Küstendampfer und die mit Windstrom betriebene Funkstation die Verbindung zur Außenwelt dar. Heute führt die neue „Südcarretera" durch den schmukken Ort.

Niemals wird die südlichste Region Chiles, die Región Magallanes, über chilenisches Territorium auf dem Landweg zu erreichen sein, weil die Gletscher des südlichen Inlandeises im Osten Argentinien und im Westen das Meer erreichen. Dennoch erscheint Magallanes weniger isoliert als Aisén. Immerhin führt eine wichtige Weltschiffahrtslinie durch die Magellanstraße und gibt den Bewohnern von Punta Arenas (und das sind mehr als die Hälfte aller Einwohner der Región) das Gefühl, mit der ganzen Welt verbunden zu sein. Die internationalen Forscher, die von dort in die Antarktis aufbrechen, bestärken die Südpatagonier in der Annahme, für die Weltöffentlichkeit wichtig zu sein. Und schließlich verleiht auch das Erdöl und der von ihm geschaffene Reichtum ein gewisses Selbstwertgefühl.

Worin liegt nun jener **spezifische Reiz** begründet, den Patagonien – wie eingangs gesagt – auf jeden sensiblen Reisenden ausübt und der so viele Besucher des Südzipfels der Erde zu *„Amigos en la*

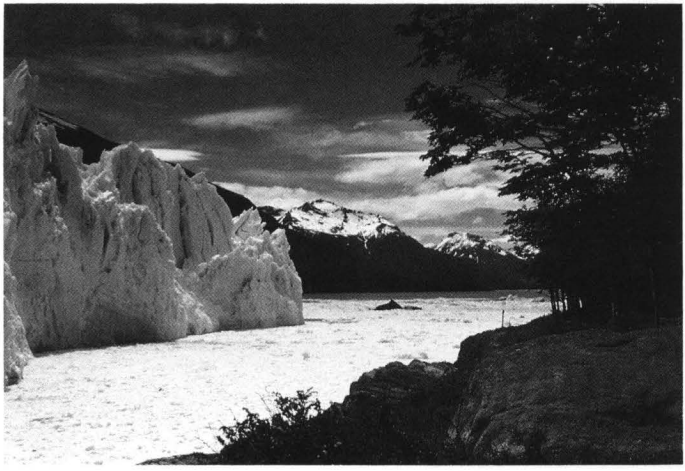
Straßenbau im „Geisterwald": Verbindung Puerto Montt - Cohaique.

Patagonia"[23] hat werden lassen? Neuseeländische Bergsteiger antworteten auf die Frage, was sie an der Südkordillere so faszinierte, daß es das Gefühl sei, eine Landschaft zu erforschen, die so sei, wie sie sich Neuseeland vor 100 - 150 Jahren vorstellten. Sie hatten gerade eine wochenlange Bergtour im nördlichen Inlandeis hinter sich, waren am Kolonistengebiet des Río Baker entlang gewandert und hatten erst in Coihaique wieder Anschluß an die Zivilisation gefunden. In ähnlicher Weise antwortete der Leiter einer nordamerikanischen Reisegruppe: *„This is still the young America!"*

Von der offensichtlichen Jugendlichkeit der Kulturlandschaft gehen tatsächlich starke emotionale Reize aus. Die ungesäuberten Viehweiden in Aisén, auf denen seit 50 Jahren Stubben und Stämme liegen, lassen auf den ersten Blick noch den Pioniercharakter erkennen. Die vor 50 Jahren abgebrannten Naturforste, deren von Wind und Sonne gebleichte Stämme in den Himmel ragen, geben ein fast unwirklich verzaubertes Bild ab. Die längst überholten Fortbewegungsmittel in Gestalt uralter Küstendampfer, andernorts museumsreifer Flugzeuge (die Aerocor fliegt mit DC-3-Maschinen des Baujahrs 1938), die große Bedeutung, die Reit- und Lastpferd nach wie vor haben, sprechen nostalgische Gefühle an. Und die Klarheit der Luft, die Transparenz der Atmosphäre vermitteln den Eindruck, daß hier Gesundheit geradezu inhalierbar ist. Aber das ist nur ein Teil Patagoniens. Die Offenheit und Gastfreundschaft seiner Menschen kann nicht genug hervorgehoben werden. *„Sie können bei mir wohnen,*

solange sie wollen - ab drei Monaten wird bezahlt", waren die ersten Worte eines später zum Freund gewordenen Bürgers von Coihaique, als ich ihm die Visitenkarte eines gemeinsamen Bekannten aus Santiago zeigte. Aller gegenteiligen Illustriertenberichte zum Trotz ist es auch heute noch möglich, ein Herdenschaf zu schlachten, um damit den brennendsten Hunger zu stillen, ohne daß sich ein Estanciero darüber ernstlich aufregen würde. Das Fell aber, das wertvoller ist als das Fleisch, müßte deutlich sichtbar aufgehängt und für den Besitzer reserviert werden. Angesichts der heute aber relativ gut ausgebauten Wege und der Zunahme des Verkehrs wird jedoch kaum die Notwendigkeit bestehen, die Probe auf's Exempel zu machen.

Auch von der Naturlandschaft, die großenteils noch in ihrer Ursprünglichkeit erhalten ist, gehen starke Reize aus. So verwundert es nicht, daß vor allem Südpatagonien seit einigen Jahren zum bevorzugten Ziel internationaler Kreuzfahrten und **Studienreise-Programme** geworden ist. Eine gute Rundreise beginnt häufig in San Carlos de Bariloche, der „argentinischen Schweiz", der bevorzugten Sommerfrische und dem mondänen Wintersportort Argentiniens.[24] Bariloche liegt an einem Andenrandsee, dem Lago Nahuel Huapi, der auch als Vierwaldstätter-See der Südanden bezeichnet wird, ein Vergleich, den er sich im übrigen mit dem noch malerischeren Lago Todos Los Santos, der gegenüber auf der chilenischen Seite liegt, teilen muß. Der von Touristen oft befahrene Pérez-Rosales-Paß zwischen Bariloche und Puerto Montt, auf dem man die Anden sozusagen „per



Perito Moreno-Gletscher.

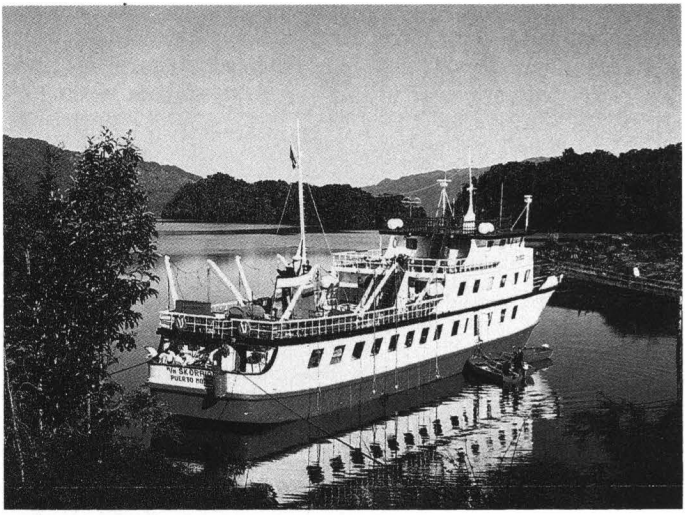
Schiff" überqueren kann, bietet die Gelegenheit, beide Seen miteinander zu vergleichen.
Was Patagonien ist, erfährt der Reisende erst, wenn er Bariloche mit seinen gepflegten Hotels und seinen ebenso gepflegten Preisen hinter sich läßt. Nach stundenlanger Fahrt über staubige Schotterwege, oft als „Wellblechstraßen" ausgebildet, laden einsame Seen den abgehärteten Schwimmer zur Erfrischung ein. Begegnungen mit Menschen sind selten, und selbst der Schafreichtum der Landschaft tritt kaum in Erscheinung.
Das nächste Ziel liegt 900 km südlich. Nahe Calafate kalbt der *Ventisquero Perito Moreno,* so benannt nach dem Erforscher Patagoniens, der die argentinische Sache im Grenzstreit mit Chile so hervorragend verfochten hat,[25] in den Lago Argentino. Seine etwa 4 km breite und 60 m hohe Eiswand stößt in unperiodischen Abständen vor und kann das gegenüberliegende Ufer erreichen, ein Spektakel, das in diesen Jahren Tausende von zusätzlichen Besuchern anzieht.
Nur wenig südlich von Bariloche, aber an der atlantischen Küste liegt die Halbinsel Valdés. Zehntausende von Seeelefanten räkeln sich dort träge in der Sonne und auch ganze Pinguinsippen lassen sich auf Zelluloid bannen.
Seltener besucht wird der versteinerte Wald von *Bosques Petrificados,* der bedeckt von vulkanischem Material davon zeugt, daß unter einstmals feuchteren klimatischen Bedingungen auch Ostpatagonien ein waldreiches Gebiet war, in dem Araukarien, denn um diese handelt es sich bei den versteinerten Stämmen, gute Wachstumsbedingungen fanden.

Der versteinerte Wald (Bosques Petrificados).

Seelöwen auf der Halbinsel Valdez. Stich.

Rundreisen führen nun in der Regel weiter durch den Wald von Bohrtürmen bei Comodoro Rivadavia oder später Manantiales hindurch über die Magellanstraße hinweg zur argentinischen Hauptstadt Feuerlands, Ushuaia. Der Ort nennt sich mit Recht südlichste Stadt der Welt, da das chilenische Puerto Williams gegenüber auf der Navarino-Insel am Beagle-Kanal zwar südlicher liegt, aber noch kaum die Funktionen einer Stadt erfüllt. Ushuaia dagegen, zu Füßen der Darwin-Kordillere, bietet das, was sich der Tourist unter Feuerland vorstellt.
Ein Flug zum Kap Hoorn ist aber eher von Punta Arenas aus möglich. Wenn die kleine vier- oder sechssitzige Maschine über die Gletscherwelt Feuerlands hinweg fliegt, fühlt man sich an die Schilderung des „Silberkondors über Feuerland" erinnert, die Günter Plüschow in den 30er Jahren von seinen Abenteuer-Flügen gab.[26]
Punta Arenas, die saubere, an Norwegen erinnernde Stadt an der Magellanstraße, ist die Hauptstadt des Erdöls und der Schafzucht, es ist aber auch die Basis der Antarktisforscher[27] und die heimliche Touristenmetropole Patagoniens. Ihre Gründung verdankt sie dem aufkommenden Dampfschiffverkehr, für den sie die Bunkerkohle aus den nahegelegenen Minen von Río Turbio zur Verfügung stellen konnte. Heute bildet der Fremdenverkehr eine wesentliche Einnahmequelle der Stadt, da alle Besucher der

Attraktionen des chilenischen Anteils von Südpatagonien hier ihre Rundreise beginnen und beenden müssen.[28)]
Meist geht die Reise weiter nach Puerto Natales am Ultima Esperanza-Fjord und von dort zur Milodón-Höhle und in den Paine-Nationalpark. Die Felsnadeln dieses Massivs, die von Meeresniveau an fast 3000 m nahezu senkrecht in den Himmel steigen und die sich in den azurblauen, türkisfarbigen oder milchigweißen Randseen spiegeln, sind jede Anstrengung wert.
Das mittlere Westpatagonien, die Provinz Aisén, ist bislang vom internationalen Tourismus noch gar nicht entdeckt worden. Dabei kann sie mit den landschaftlichen Attraktionen der Südzone auf jeden Fall mithalten. Einzig das Kreuzfahrtschiff Skorpios, das wöchentlich von Puerto Montt aus startet, gestattet einen kleinen, aber lohnenden Einblick in diese faszinierende Landschaft. Wer dennoch auf eigene Faust in die Región Aisén aufbricht, wird nicht enttäuscht werden, und selbst die touristische Infrastruktur erweist sich als besser als erwartet. Chalets stehen an malerischen Seen oder heißen Quellen bereit, sogar ein Luxushotel in der Regionshauptstadt, und wer würde nicht einmal gern in einer richtigen Gauchoherberge, vielleicht in Chile Chico am Ufer des Carrera-Sees übernachten?
Ob Nobelhotel oder Gauchoherberge – „amigos en la Patagonia" sind überall zu finden!



MS „Skorpios", 500 BRT, 39 Doppelkabinen mit Dusche/WC, 1978 in Dienst gestellt. Wöchentliche Kreuzfahrten in Chiles Gletscher- und Inselwelt während des „Südsommers", November bis März. (Foto Horst Liebelt.)

Helmut Christmann

Flucht und Zuflucht: Das Abenteuer des Reisens im 18. Jahrhundert

(in ausgewählten autobiographischen und utopischen Texten)

Europa und seine Menschen im 18. Jahrhundert

Es ist ein beliebter Topos, eine vergangene Epoche zu verklären und sie als *gute, alte Zeit* zu bezeichnen. So ist man auch mit dem 18. Jahrhundert verfahren. Aber wie sah die Wirklichkeit aus? Es war ein Jahrhundert voll von Kriegen und allgemeiner Not. Es gab keine *heile Welt,* fast überall mangelte es an Behaglichkeit. Kabinettskriege gehörten zur täglichen Politik, ungerechte Justiz beutelte die Schwachen der Gesellschaft, es wurde gefoltert, auch im angeblich so aufgeklärten friderizianischen Preußen, wenn es um Fragen von Hoch- und Landesverrat ging. Hexen wurden noch hingerichtet, in aller Öffentlichkeit wurden die armen Sünder aufs Rad geflochten oder an den Galgen gehängt. Untertanen wurden verschachert von Fürst zu Fürst, nicht nur Soldaten, auch Handwerker oder andere Fachleute.
„Massenarmut und Hungerkrisen"[1] waren an der Tagesordnung, tiefster Aberglaube bedrückte Seele und Geist vieler Menschen, das Bildungswesen machte nur langsame Fortschritte, in der Medizin tummelten sich noch Leute wie der Dr. Eisenbart. So waren große Teile der Gesellschaft in Europa - zumindest jene, die nicht zu den bevorrechtigten zwei ersten Ständen gehörten - den Wechselfällen des Lebens oft schutzlos ausgeliefert. Politisch, ökonomisch, sozial und geistig war es mehr eine böse alte Zeit.
An einigen Beispielen sollen diese allgemeinen Feststellungen konkretisiert werden. Ausdruck der hierarchischen Gesellschaft waren die Standesschranken. Ein Adliger berichtet: „Ich erinnere mich, von meinen Eltern gehört zu haben, ich wäre in meiner Taufe schon von gemeinen Kindern distinguiert worden: Justament sollte um ebendieselbe Stunde ein Bauernkind getauft werden. Das litten meine Eltern nicht, daß man mich sollte in die Kirche tragen, sondern zu Hause im Saal mußte ich getauft werden. Sie meinten, es wäre desreputierlich, mit dem Wasser getauft zu werden, mit welchem auch gemeine Kinder getauft sind."[2]
Über die Ansichten des Adels vom Bürgertum läßt sich kein besseres Beispiel anführen, als was der Pfarrer Pahl in seinen Denk-

* Anmerkungen siehe Seite 143.

Hängen, Köpfen, auf das Rad flechten. Radierung von Chodowiecki, 1770.

würdigkeiten über die Freifrau von Wöllwarth berichtet, in deren Herrschaftsdorfe Neubronn nahe dem Kocher er von 1790 bis 1808 Pfarrer war. Er sagt von dieser Frau:
„Sie habe als Gewißheit angesehen, und oft mit aller Zuversicht ausgesprochen, daß Adel und gemeine Leute zwei spezifisch verschiedene Rassen des Menschengeschlechtes seien und daß dieser Unterschied auch im künftigen Leben fortdauern werde. - Sie habe infolge dieser Ansicht jeden Nichtadligen, selbst einen Geistlichen oder Beamteten, nur mit ‚Er' angeredet, ihre Untertanen als ihre Sklaven betrachtet und nicht anders als nach Ablegung der Schuhe in ihre Zimmer eintreten lassen; Personen weiblichen Geschlechts hätten, da die Herrin jeden Tag zu Bette zubrachte, und man also nicht der Sitte gemäß ihren Rock küssen konnte, diese Huldigung dem Zipfel ihres Bettuchs erweisen müssen."[3]
Um 1771 wird über den deutschen Bauernstand berichtet: „Heutzutage ist der Landmann die armseligste unter allen Kreaturen: Die Bauern sind Sklaven und ihre Knechte sind von dem Vieh, das sie hüten, kaum noch zu unterscheiden. Man kommt auf Dörfer, wo die Kinder halb nackend laufen und die Durchreisenden um ein Almosen anschreien. Die Eltern haben kaum noch einige Lumpen auf dem Leib, ihre Blöße zu decken ... Der Bauer wird wie das Vieh in aller Unwissenheit erzogen. Er wird unauf-

Militärischer Drill. Radierung von Chodowiecki.

hörlich mit Frondiensten, Boten laufen, Treibjagden, Schanzen, Graben und dergl. geängstigt. Des Nachts liegt er im Felde und wird schier zum Wild, um das Wild zu scheuen, daß es nicht die Saat plündere. Was dem Wildzahn entrissen wird, nimmt nachher ein rauher Beamter auf Abtrag der noch rückständigen Schoß-(Steuer)-Gelder hinweg."[3a)]

Schlimme Zustände herrschten beim Militär. Der Schweizer Ulrich Bräker war in die Armee Friedrichs des Großen von Preußen gezwungen worden. In seiner Autobiographie hat er das *lustige Soldatenleben* beschrieben:

„Was auf dem Exerzierplatz vorging, gab uns zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß. Auch da war des Fluchens und Karbatschens von prügelsüchtigen Junkerleins und des Lamentierens der Geprügelten kein Ende.... es tat uns in der Seele weh, andere um jeder Kleinigkeit willen so unbarmherzig behandelt und selber jahraus, jahrein so gequält zu sehen. Oft ganze fünf Stunden lang in unserer Montur eingeschnürt, wie geschraubt stehen, in die Kreuz und Quer pfahlgrad marschieren und ununterbrochen blitzschnelle Handgriffe machen zu müssen, und das alles auf Geheiß eines Offiziers, der mit wütendem Gesicht und aufgehobenem Stock vor uns stand, und alle Augenblicke wie unter Kohlköpfe dreinzuhauen drohte. Bei solchem Traktament mußte auch der starknervigste Kerl halb lahm und der geduldigste rasend werden. Kamen wir dann todmüde ins Quartier, so ging's schon wieder über Hals und Kopf, unsere Wäsche zurecht-

zumachen und jedes Fleckchen auszumustern, denn bis auf den blauen Rock war unsere ganze Uniform weiß. Gewehr, Patronentaschen, Koppel, jeder Knopf an der Montur mußte spiegelblank sein. Zeigte sich an einem dieser Stücke die geringste Untat, oder stand ein Haar in der Frisur nicht recht, so war, wenn man auf den Platz kam, die erste Begrüßung eine derbe Tracht Prügel. Da führte unsere Einbildungskraft uns fast immer unwillkürlich in unser Schweizerland zurück, und wir erzählten einander unsere Lebensart zu Hause: Wie wohl's uns war, wie frei wir gewesen und was es hier für ein verwünschtes Leben sei. Dann machten wir Pläne zu unserer Flucht. Bald hatten wir Hoffnung, daß es uns heut oder morgen gelingen möchte, bald sahen wir vor jedem einen unübersteigbaren Berg, am meisten schreckte uns die Vorstellung der Folgen eines fehlschlagenden Versuchs. Fast alle Wochen hörten wir nämlich neue, ängstigende Geschichten von eingefangenen Deserteurs, die, wenn sie auch noch soviel List gebrauchten, sich in Schiffer und andere Handwerksleute oder gar in Weibsbilder verkleidet, in Tonnen und Fässer versteckt, dennoch ertappt wurden. Da mußten wir zusehen, wie man sie durch 200 Mann achtmal die lange Gasse auf und ab Spießrutenlaufen ließ, bis sie atemlos hinsanken - wie sie des folgenden Tags aufs neue dranmußten, die Kleider vom zerhackten Rücken heruntergerissen, und wieder frisch darauf losgehauen wurde, bis Fetzen geronnenen Blutes ihnen über die Hosen hinabhingen. Dann... sahen (wir) uns zitternd und todblaß an und flüsterten einander in die Ohren: Die verdammten Barbaren!"[4]
Johann Christoph Brandes hat das Leben in Norddeutschland in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts als Bettler, Landstreicher und Schauspieler kennengelernt. Brandes wird von einem Gärtner, bei dem er arbeitet, blutig geschlagen, flüchtet und trifft einen herumziehenden Quacksalber, der ihm anbietet, in seine Dienste zu treten: „Du bekommst täglich zwei Groschen, freies Essen, Trinken und Nachtlager, wenn du dich gut aufführst, zu Weihnachten auch ein paar Schuhe! Dafür hast du weiter nichts zu tun, als meine Apotheke (eine große Kiste) von Dorf zu Dorf zu tragen...
Ich erfuhr, daß mein Gefährte ein berühmter Wundarzt wäre, der weit und breit im Lande herumreiste, um die Bauern aus *Menschenliebe* zu kurieren. Er ließe sich bloß die Medizin bezahlen, für seine Bemühungen nähme er aber nichts anderes als Gottes Lohn. Der Arzt bediente sich sogleich der Gelegenheit, in Gegenwart der Jahrmarktsgäste, seine Kunst an mir, seinem nunmehrigen Famulus, zu beweisen. Er schnitt mir auf der Stelle mein schönes langes Haar ab, reinigte meine Wunden mit Urin,

Johann Christian Brandes.

zeigte solche den Anwesenden, beklebte sie hierauf mit Pflaster und versprach mir eine baldige Wiederherstellung. Den Bauern erklärte er dabei sehr gelehrt und umständlich, mit Einmischung einiger lateinischer Wörter, die ich aber für Wendisch hielt, wie höchst gefährlich dergleichen Kopfwunden wären und wie glücklich ich mich schätzen müsse, gerade in seine Hände gefallen zu sein... Den folgenden Morgen ging die Abreise meiner neuen Herrschaft vor sich. Die Medizin fand an allen Orten, wo der Doktor verweilte, ansehnlichen Abgang. Allein die Kiste wurde deshalb um nichts leichter, weil mein Herr das Fehlende durch allerlei Erdarten, die er fein zerrieb und durch Kamille, Ehrenpreis, Wermut und andere Kräuter ersetzte. Diese sammelten wir auf Wiesen oder in Wäldern. Sie wurden dann entweder gekocht oder auch roh gequetscht und ausgepreßt, sodann mit Branntwein vermischt. Um dieses Geschäft unbemerkt zu treiben, nahm er sein Quartier nie in den Gaststuben, sondern in Scheunen und Ställen bei heiteren Nächten auch unter freiem Himmel.[5]"

War es ein Wunder, wenn viele in anderen Räumen Freiheit suchten, sei es in anderen Ländern Europas oder in den eben entdeckten fremden außereuropäischen Gebieten? Gerade die Reiseberichte weisen in diesem Zusammenhang deutliche Spuren auf. Paul Hazard hat darauf aufmerksam gemacht, daß sich schon in den Reiseberichten des 17. Jahrhunderts „die Sehnsucht des damaligen Menschen widerspiegelt, den statischen Verhältnissen seiner Zeit zu entfliehen und durch den Aufenthalt in fremden

Ländern einen Standort zu gewinnen, der ein größeres Maß an Freiheit bei der Beurteilung des Angestammten versprach."[6] Man kann ohne Bedenken für das 18. Jahrhundert eine solche Feststellung wiederholen, ja, sie noch pointierter fassen. Wenn eine damals sehr bekannte Autobiographie eines Unterprivilegierten, die Goethe selbst herausgegeben hat: „Der deutsche Gil Blas. Leben, Wanderungen und Schicksale Johann Christoph Sachses"[7] am Anfang und am Ende sich des Bildes des Vögel bedient - also des ungebundensten Tieres der Welt -, dann wird hier ein weitergehender Freiheitsbegriff angesprochen.[8]
So sind Reisen, in welche Räume sie auch gehen, häufig genug einer Flucht vergleichbar. Dabei müssen die Reisenden das gar nicht unbedingt als evident empfinden, oft geschehen diese Dinge im Unterbewußtsein.
Wolf-Dieter Bach hat in einer Analyse der Reiseerzählungen von Karl May von „Fluchtlandschaften" des Autors gesprochen.[9] Landschaften der Flucht und der Zuflucht sind einerseits „Gegenwelten zur gesellschaftlichen Realität" in der Heimat und andererseits „Zufluchtlandschaften", in denen sich die Möglichkeiten erwarten lassen, die man zu Hause nicht verwirklichen kann. Zufluchtlandschaften sollen deshalb zuerst einmal mehr Freiheit bieten, politische, ökonomische und soziale Freiheit. Aber auch Geistesfreiheit sucht man in anderen Ländern. Ein typisches Beispiel für das Letztere bieten in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts die Reisen des evangelischen Theologen Carl Friedrich Bahrdt.[10] Von der orthodoxen lutherischen Obrigkeit verfolgt, sucht er geistige Zuflucht in der Schweiz, in Holland und England zu finden. Daß ihm endgültige Flucht und Zuflucht

Salzburger Emigranten. Kupferstich, 1732.

nicht gelingen, daran trägt er selbst ein gerüttelt Maß an Schuld. Mit einem Jahr Festungshaft muß Bahrdt in Preußen büßen. Die Realitäten der Heimat waren stärker. Bahrdt berichtet: „Im Anfang des Maimonats 1779 wurde mein Schicksal entschieden. Ohne daß mein Fürst, meine Gemeinde und ich selbst gehört worden war, ohne daß mir eine Defension gestattet wurde, folglich bloß auf einseitige Anklagen, daß ich Sätze vorgetragen hätte, welche gegen die im Reich herrschende Religion verstießen, ohne Vorhalt, ohne Geständnis ließ der Reichshofrat gegen mich ein verdammendes Urteil ergehen ... Zugleich erhielt mein Fürst ein Mandat, in welchem ihm anbefohlen wurde, mich sogleich und ohne allen weiteren Einwand meiner geistlichen Funktionen verlustig zu machen und meines Dienstes zu entlassen. Es war also dieses Reichshofrats conclusum im Grunde nichts anderes, als eine seit den Zeiten des päpstischen Despotismus zum erstenmal erneuerte Achtserklärung eines sogenannten Ketzers, dergestalt, daß mir nun nichts anderes übrigblieb, als das deutsche Reich wirklich zu meiden ..."[11]

Die kritische Einschätzung Europas durch die Aufklärung

Wenn die Aufklärung seit dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts eine möglichst weitgehende Humanisierung des menschlichen Lebens und eine Rationalisierung der Kultur forderte, mußte sie naturgemäß früher oder später zu einer kritischen Einstellung gegenüber der kirchlichen, staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnung in Europa kommen. Wollte man diesen Gedanken eine größere Durchschlagskraft verleihen, so mußte man sie popularisieren. Diesem Plan kam - vor allem auch in England, Frankreich und Deutschland - die zunehmende Bildung in immer breiteren Volksschichten entgegen. Dazu gehörten auch Wissensgegenstände wie die Geographie, mit der man die Ausdehnung des Blickwinkels auf die außereuropäischen Gebiete erstrebte.
Der Rationalismus der Epoche versuchte, jeden Erdenwinkel zu untersuchen. Die letzten großen Forschungsreisen zu den *weißen Flecken der Welt* setzten ein: „Eine neue Eigenschaft hebt alles - wie machtvoll wirkender Sauerteig - es war die Neugier, die Goethe nicht umsonst in einem Jugendstück als Triebfeder der meisten Dinge zeitgemäß schilderte. Wissenschaftliche Neugier, soziale Neugier, die überall die Topfdeckel hebt, sich auf Fußspitzen stellt, auf Schultern klettert, über jeden Plankenzaun sehen will; die Neugier des Anekdotensammlers, Neugier des Forschers und des Reisenden ..."[12]

Jean Jaques Rousseau.

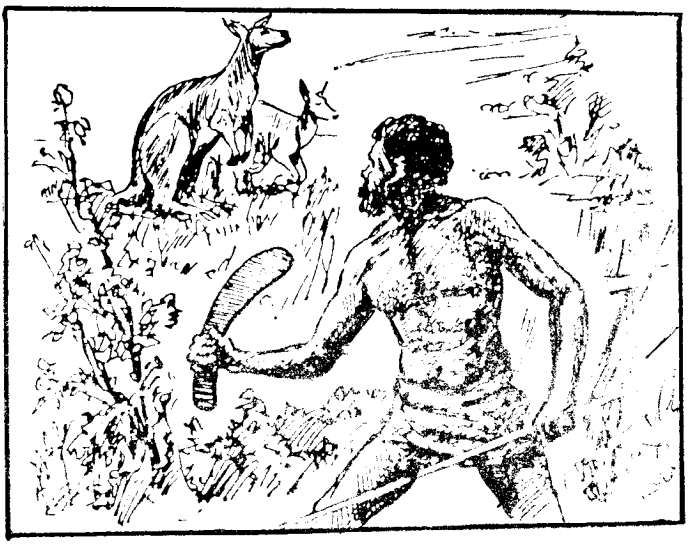
Man begann, die Historie in die *Weite der Welt* zu führen. Hatte man sich früher auf die christlichen Völker beschränkt, so erzählte Voltaire jetzt auch von Indern und Chinesen, sowie von Nord- und Südamerika. Dabei war seine „hauptsächliche Idee: die Sitten der Völker, soviel als möglich, kennenzulernen und den menschlichen Geist zu studieren."[13]

Der Mensch in der Welt, immer wieder ein Grundthema der Historiker, hatte bei Voltaire einen schwierigen Stand: er mußte sich zwischen den Gegensätzen von Kultur und Unkultur, zwischen Vernunft und Unvernunft oder zwischen Barbarei und Freiheit bewegen. Wie in seinen Romanen (z. B. „Candide") strebte der Mensch dabei danach, eine „moralische Weltordnung"[14] zu finden. In dieser moralischen Weltordnung mußte sich dann auch das Glück des Lebens finden lassen. Dieses „pursuit of Happiness" - Trachten nach Glück - wurde schließlich

Kapitän James Cook.

sogar 1776 als offizielles Versprechen in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung kodifiziert - Symbol für alle, die dem alten Europa den Rücken kehrten, um ihre Zuflucht jenseits des Ozeans zu finden.

Die Kritik an Europa und seinen politischen, sozialen, geistigen und wirtschaftlichen Erscheinungen erhielt ein besonderes Gepräge durch den spezifischen kulturkritischen Zug, mit dem man den durch Europas Kultur geprägten Menschen im Gegensatz zum *Wilden,* d. h. zum Eingeborenen fremder Welten stellte. Dieser Wilde wurde zum „Idealbild der Zivilisierten".[15] Die theoretischen Schriften Rousseaus, vor allem aber die Berichte der großen Weltumsegler Bougainville, La Pérouse und Cook trugen in stärkstem Maße zu solchen Vorstellungen bei. Waren die Bewohner der Salomon-Inseln, die Bougainville entdeckt hatte, nicht jene Idealwilden - überlegen allen, die durch Europa geformt waren? In Cooks Tagebüchern spiegelt sich das Bild des edlen Wilden und des unschuldigen Lebens in der unberührten Natur. Anschauungen, wie sie schon der erste „Robinson" popularisiert hatte. Cook entdeckte sogar noch positive Züge in dem mehr als primitiven Dasein der australischen Aborigins: „Aus dem, was ich über die Eingeborenen Neu-Hollands berichtet, mag mancher den Schluß ziehen, sie seien die elendsten Kreaturen auf Erden; doch in Wirklichkeit sind sie weit glücklicher als



Australischer Aborigin auf Känguruhjagd.

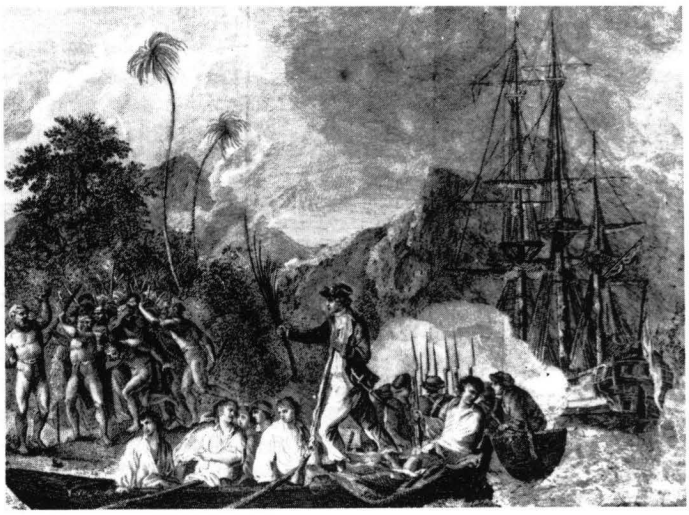
wir Europäer. Sie befinden sich in völliger Unkenntnis der überflüssigen, wie der notwendigen Annehmlichkeiten, welchen das höchste Streben der Europäer gilt, und sie sind glücklich durch ihr Unwissen. Sie leben in einer Ruhe, welche nicht durch die Ungleichheit der Umstände gestört wird; das Land und das Meer versorgen sie von selbst mit allen Dingen, die zum Leben notwendig sind. Sie begehren keine prächtigen Häuser, Dinge des Haushalts etc., sie leben in einem warmen und angenehmen Klima und sind mit einer sehr gesunden Luft gesegnet. So bedürfen sie kaum der Kleidung, und sie scheinen sich dessen voll bewußt zu sein; denn viele, welchen wir Tuch etc. geben, ließen dieses achtlos am Strand und in den Wäldern liegen, als ein Ding, wofür sie keinerlei Verwendung hatten, kurz, sie schienen auf keines der Dinge Wert zu legen, die wir ihnen gaben."[16]
Bei solchen Vorstellungen nimmt es nicht Wunder, wenn man diese *Wilden* oder, wie Kant sagte, „Urmenschen" sogar nach Europa holte und sie in den Salons herumreichte. Wollte man ein bißchen „Naturzustand der Troglodyten", wie ihn Montesquieu in seinen „Lettres Persanes" pries, nach Europa bringen und ihm einen kritischen Spiegel vorhalten? Manchmal ergibt sich dieser Eindruck, wenn man Zeitungsberichte jener Tage liest. Da wird von Omai, einem Eingeborenen Tahitis, berichtet, der 1775 nach England kam: „Sein ganzes Betragen ist... sehr fein, und gleichet der Aufführung von wohlerzogenen Leuten so sehr, daß es allen denjenigen sehr außerordentlich vorkommen muß, welche wissen, daß er erst vor so kurzer Zeit die Inseln des südlichen Ozeans verlassen hat, auf welchen doch die Sitten ganz und gar von den Sitten der sogenannten gesitteten Völker in Europa verschieden sind... Er ist offenbar von einer leutseligen und zärtlichen Gesinnung... Einen Beweis von feiner Empfindsamkeit gab er neuerlich. Er bemerkte einige Fischer mit der Angel, und unterrichtete sich mit Vergnügen, wie auf diese Art die Fische gefangen würden; aber als er sah, daß ein lebendiger Regenwurm auf die Angel gespießt wurde, kehrte er sich um, um einen so unangenehmen Anblick zu vermeiden, und bezeugte zugleich seinen Abscheu, jemals von irgend einem Fische zu essen, der auf eine so grausame Art gefangen wäre." Schließlich wird die Europareise des Tahitianers folgendermaßen beurteilt, daß es „in der ganzen Geschichte der bekannten Erde kein größeres Beispiel von Entschlossenheit, Muth und Wißbegierde (gegeben habe) als diese Unternehmung..."[17]
Wenn der *Wilde* von Europas Kulturfesseln frei geblieben war, dann war er wirklich der bessere Mensch. Aber bei einer solchen Hypothese blieb man nicht stehen, eine allgemeine Kritik, ja Ver-

urteilung kultureller, politischer, sozialer und wirtschaftlicher Einrichtungen Europas setzte ein. In Romanen, Essays, autobiographischen Zeugnissen und Theaterstücken wurden sie vielfältig kritisiert und popularisiert. Dabei tat sich ein eigenartiger Zwiespalt auf: Einerseits war man ungeheuer stolz auf das vielfältige geographische, ethnographische, soziale und historische Wissen, das man von der Erde gesammelt hatte, andererseits erzeugte die Naivität, mit der so vieles betrachtet und kolportiert wurde, manchmal verschrobene Träume und Weltbilder.[18]

Ein Beispiel für das zuletzt Gesagte ist die Lebensbeschreibung des „alten Sergeanten Johann Friedrich Löffler", der am Ende des 18. Jahrhunderts in verschiedenen Berufen in drei Erdteile gelangte.[19] Da reiht sich Abenteuer an Abenteuer: Erlebnisse im Kriege gegen die Türken, während der Gefangenschaft in Frankreich, als Walfänger im Polarmeer, als Pflanzer in Jamaika, als Soldat an der Kafferngrenze in Südafrika und schließlich als weitgereister Mann in der Heimat.

Auch Löffler findet die Erfüllung der Sehnsucht in der Fremde. Als englischer Soldat auf Jamaika erzählt er: „(Wir erhielten Befehl) Kingston zu verlassen und in hohem Gebirge Quartier zu beziehen. Wir marschierten also hinauf in die anmutigen Zimt- und Kokoswälder, durch reiche blühende Fluren, nach Stonehill, einer Anlage von zwei Kasernen und einigen Negerhütten in felsiger Gegend, umgeben von duftendem Gebüsch und prächtigen Waldungen. Hier war das Land, wohin die Träume der Jugend mich zogen. Was ich früher nur gedacht hatte, das sah ich jetzt in der Wirklichkeit vor mir ausgebreitet. Hier wollte ich wie ein freier Neger eine Hütte bauen. Jeder Tag gab mir einen neue reine Freude, und glücklich lebte ich so Wochen und Monate dahin und war mit meinem Schicksal zufrieden."[20]

Omai.



Captain Cook landet auf der Insel Erramanga.

Löffler erzählt in naiver Weise seine Abenteuer, es wird kaum reflektiert. Es ist eine Art von Entfremdung, der er unterliegt. Diese Entfremdung läuft parallel mit seiner eigenen Selbstaufgabe. Das Abenteuer wird nur noch zur Bestätigung, daß ihm letztlich die Anpassung an archaische Verhaltensmuster - z. B. Befehl und Gehorsam - gelungen ist. Auch hier wird die Lust des Zeitalters an gesetzhaft-mechanistischen Schöpfungen sichtbar, die nicht davor zurückschreckt, den Menschen als eine seelenlose Maschine zu sehen.[21]

Das Abenteuer des Reisens in der Realität

Die letzten Bemerkungen führen uns zu unserem Zentralproblem: Wie verliefen die Abenteuer des Reisens im 18. Jahrhundert? Sicher ist gegenüber dem 17. Jahrhundert das Reisen leichter geworden, und sicher reisen auch mehr Leute. Und schließlich sind es auch mehr Leute, die über ihre Reisen berichten. Vor allem aber wird der geographische Raum größer, in dem man reist. Zwar war auch das 18. Jahrhundert nicht weniger kriegerisch als das 17., doch die Mobilität in Europa hatte zugenommen. Wir finden Menschen aus allen Ständen, die unterwegs anzutreffen sind. Allerdings gab es einen Stand, der sehr selten oder fast nie reiste, wie Lahnstein richtig betont:[22] der Bauer. Vielleicht kam der Landmann katholischer Konfession noch

etwas weiter herum, wenn er an einer der zahlreichen Wallfahrten teilnahm. Auch dabei gab es Abenteuer und somit Gesprächsstoff bis zum Lebensende. Genauso war es mit den Soldatenabenteuern, die an den langen, dunklen Winterabenden immer und immer wieder berichtet wurden, wobei die Phantasie immer größere Anteile an den wirklichen Geschehnissen erhielt. Aber grundsätzlich reiste der Bauer der vorindustriellen Gesellschaft nicht.

Ganz anders war es mit den übrigen, die in der Dorfgemeinschaft lebten und wirkten, mit dem Pfarrer, dem Lehrer, dem Hausierer (Peter Prosch),[23] dem Viehhändler, den Fahrenden. Sie waren herumgekommen, war es doch gerade bei den evangelischen Pfarrern in dieser Zeit üblich, genauso auch bei manchen jungen Schulmeistern, als Hauslehrer in verschiedenen Familien Dienst zu tun.

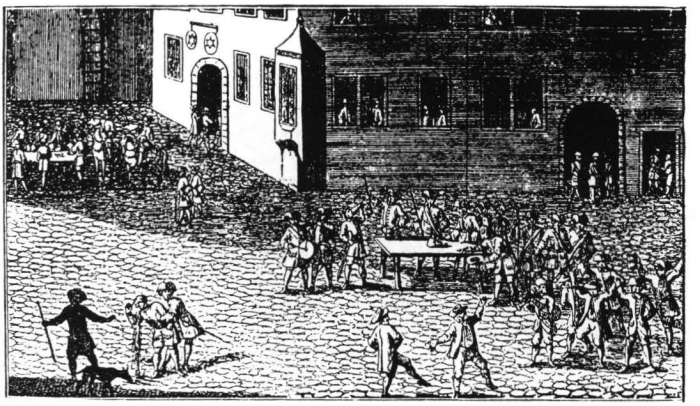
Eine gesellschaftliche Gruppe, für die das Reisen seit altersher zum Beruf gehörte, waren die Handwerker. Für sie galt eine Reise-, besser Wander*pflicht*. Nur Krankheit oder besondere familiäre Umstände erlaubten dem jungen Gesellen, dieser Pflicht nicht nachzukommen. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn die Anzahl der Reiseberichte von Handwerkern verhältnismäßig groß ist.

Bauernhof in Südwestdeutschland um 1760.

Spaziergänger (R. v. Kobell).

Zwar gibt es noch die alte Bildungsreise des 17. Jahrhunderts, in der die Angehörigen des Adels die weltliche *Politur* erhalten sollten, aber in zunehmendem Maße sind es auch Söhne des wohlhabenden oder gebildeten Bürgertums, die sich auf Reisen bilden sollen und wollen. Das bürgerliche Zeitalter bewirkt, daß die autobiographischen Zeugnisse dieses Standes stark zunehmen, hier fehlen dann auch nicht Reiseberichte. Unter den Reisenden sind erstaunlich viele Frauen, das ist ein absolutes Novum. Für sie wiegen die Abenteuer des Reisens sicher oft schwerer als für die Männer. „Furchtsamkeit, Neugierde und Aufnahmebereitschaft für alles Fremde und Schöne, Empfindlichkeit gegen Unbill: alles ist feiner ausgebildet, wozu die weibliche Mitteilsamkeit kommt und die Schreibseligkeit des Jahrhunderts", meint Lahnstein.[24)]

Reisegruppe um 1760. Radierung von Chodowiecki.



Soldatenwerbung um 1730.

Und dann bevölkern die Angehörigen der Unterschicht die Straßen. Erstaunlich ist, wie weit sie herumkommen. Auch für ihre abenteuerlichen Erlebnisse fließen die Quellen reichlicher. Es gibt einige besonders ergiebige autobiographische Darstellungen ihrer abenteuerlichen Reisen: z. B. Johann Christoph Sachse, Johann Christian Brandes, Ulrich Bräker.[25]
Der letzte Name steht für eine wohl entscheidende Ursache der zahlreichen abenteuerlichen Reisen und Fahrten im 18. Jahrhundert - für Soldatentum und Krieg. Unzählige junge Männer sind im 18. Jahrhundert dem dumpfen Klang des Kalbfells über der Trommel gefolgt, nicht nur in europäische Länder, sondern man

Steinstatue auf der Osterinsel.

Wandernde Theatertruppe im 18. Jahrhundert. Radierung von Chodowiecki, 1780.

kann sagen, beinahe in alle Weltgegenden. In diesem Jahrhundert hat es den ersten Krieg gegeben, der wirklich den Namen *Weltkrieg* verdient. In den Auseinandersetzungen zwischen 1755 und 1763, als es zwischen England und Frankreich um die Frage der Herrschaft auf den Meeren und in vielen Gebieten der Erde

ging, hat es kaum einen Erdenwinkel gegeben, in dem nicht Menschen Europas gegenwärtig und beteiligt waren. Überlegen wir nur einmal einen Moment, wohin allein Deutsche als Soldaten verschlagen wurden: nach Mittel-, Nord- und Südosteuropa, in die englischen, französischen, holländischen und spanischen Kolonien in Asien, Afrika und Amerika. Sie kamen bis zum „Nabel der Welt", wie die Menschen der Osterinsel ihr abgelegenes Eiland im Pazifik nennen, denn der erste, der die Insel 1722 betrat, war ein Mecklenburger.[26]

Es war eine wirkliche Massenbewegung, die viele tausende junger Männer freiwillig oder gezwungen durch unmenschlichen Drill und brutale Strafen aus ihrer Heimat in die Fremde brachte. Dabei sollte man nicht etwa annehmen, dieses Schicksal hätte nur die Angehörigen der Unterschicht getroffen. Abenteuerliche Lebensläufe solcher Art weisen auch Angehörige bürgerlicher und adliger Familien auf.

Und wohin reisten die Menschen Europas im 18. Jahrhundert? An der Spitze der Reiseziele standen natürlich die europäischen Länder. Neben den klassischen Zielen wie Frankreich, Italien oder (für Deutsche) England werden auch am Rande liegende Länder wie Polen, Spanien, Portugal, Skandinavien oder Rußland besucht. In zunehmendem Maße wagt man sich auch über den *Eisernen Vorhang* dieser Epoche - die Türkengrenze - hinweg. Die geheimnisvolle Welt des Islam lockt die Abenteurer und fasziniert die Leser der Abenteuer in der Heimat. Das ist teilweise auch dadurch zu erklären, daß die religiösen Gegensätze nicht mehr so hochgespielt werden wie in vorigen Jahrhunderten - das aufklärerische Gedankengut wirkt sich aus![27]

Abenteuerliche Schicksale konnte man natürlich auch im deutschen Vaterlande erleben, ein Beispiel dafür sind die Wanderungen des 1735 geborenen Johann Christian Brandes als Landstreicher, Komödiant und Schauspieldirektor. Hier wird vor allem auch das Leben am Rande der Gesellschaft beschrieben. Entwurzelte und Gestrauchelte, Angehörige aller möglichen Berufe, Gute und Böse begegnen Brandes, als er durch Preußen und die preußischen Provinzen in Polen zieht. Dabei geht es nicht ohne tragische und groteske Abenteuer ab. Gerade auch das Schauspielerschicksal in dieser Zeit hat abenteuerliche Züge: Die ungebundene Freiheit, die viele anzieht, steht im Gegensatz zum täglichen *Abenteuer* auf Straßen, mit Wirten und Polizei. In der Enge und Kleinheit spiegeln sich die Abenteuer der großen Welt.

Brandes gibt typische Züge der Zustände auf den Landstraßen wieder: „Ich betrat ... den Schloßgarten ... Schüchtern sah ich beim Eintritt überall umher, und da ich niemand bemerkte, fiel

ich eifrig auf einen mir am nächsten stehenden Kirschbaum ein. Ich aß, sammelte in die Taschen und dankte dem Schöpfer für diese herrliche Wohltat. Mitten in dieser Betrachtung zuckte ich plötzlich unter schweren Peitschenhieben zusammen. Erschrokken sah ich mich um und erblickte eine kleine dicke Figur, die mich, ohne ein Wort zu reden, bis in die Ecke eines Gewächshauses trieb, um dort unermüdlich auf mich einzuschlagen ..."[28]
Und immer wieder erhält Brandes bei irgendwelchen Gelegenheiten sofort Prügel, anscheinend eine der wichtigsten Verkehrsarten in dieser Zeit! „Ich glaubte nicht tiefer sinken zu können, mein ganzer Körper und besonders meine Beine waren voller Blutstriemen und Wunden, so daß ich mich nur mit Mühe in die benachbarten Dörfer schleppen konnte."[29] „Schon seit zwei Tagen hatte ich meinen letzten Groschen ausgegeben. Ich schlich mich also, von der Hitze ermattet, und vom Hunger entkräftet nur schleppend fort. Dies bemerkte ein junger Bursche, welcher vor einem Wirtshaus die Pferde der dort eingekehrten Fuhrleute tränkte, und er äußerte Mitleid mit meinem Zustand. Auf sein Befragen schilderte ich ihm meine traurige Lage. Er riet mir, mich als Goldschmied oder Kammacher auszugeben, dabei hätte ich keine große Nachfrage zu befürchten, und wenn mich jemand nach der Kundschaft fragte, so sollte ich sagen, sie wäre mir unterwegs mitsamt meinem Felleisen gestohlen worden.
Wie er es mir geraten hatte, nahm ich den Titel eines reisenden Kammachergesellen an und wagte nun zum ersten Mal, die Landleute um eine Gabe anzusprechen. Der Versuch gelang. Ich sammelte gleich im nächsten Dorf soviel Brot, daß ich es kaum in den Taschen unterbringen konnte. Da half nun eine mitleidige Bäuerin aus. Sie nähte mir einen Bettelsack zusammen und gab mir zugleich den Rat, wenn ich Brot in zu großer Menge hätte, es den Bauern zum Verkauf anzubieten. Einige von ihnen pflegten es den Bettlern für ein paar Dreier abzukaufen, um ihr Vieh damit zu füttern. Dies wäre doch immer ein Notpfennig, um die Streu in den Herbergen zu bezahlen und auch dann und wann ein Gläschen Weinbrand zu kaufen.
So erhielt ich in kurzer Zeit Übung in dem Fach, wurde sogar ein spekulativer Bettler, bediente mich der angegebenen Vorteile, dachte in einer Art von Betäubung lange Zeit an nichts weiter als an meinen täglichen Unterhalt, gewöhnte mich nach und nach an diese Lebensart, und so bettelte ich mich unvermerkt bis an die Tore von Danzig durch.
Zerlumpt, barfüßig, von der Sonne verbrannt, betrat ich nun das Gebiet dieser reichen Stadt, wo ich freilich in solcher Gestalt an kein Unterkommen denken durfte. Indes rechnete ich doch mit

Zuversicht, daraus mir soviel an barer Münze zu erbetteln, um meinen halbnackten Körper wieder einigermaßen anständig kleiden zu können, aber leider fand ich meine Erwartungen gar sehr getäuscht! Gleich die ersten Versuche gingen gänzlich fruchtlos ab, denn überall, wo ich vorsprach, wurde ich mit empfindlichsten Schmähungen abgewiesen. Die paar auf den Dörfern erbettelten Groschen waren in wenigen Tagen verzehrt, und noch hatte sich keine mitleidige Seele gefunden, die ihre Hand für mich geöffnet hätte. Äußerst erbittert auf Menschen, welche zuweilen in größtem Prunk in ihren Equipagen an mir vorbeifuhren und mit Ekel und Verachtung auf mich herabblickten, kam ich einige Male auf den Gedanken, ihnen das, was sie mir so lieblos verweigerten, zu stehlen oder bei Abendzeit zu rauben."[30]

Johann Gottfried Seume.

Ein anderes Beispiel der abenteuerlichen Reise ist der „Spaziergang nach Syrakus" des Johann Gottfried Seume.[31] Ihn lockte wie so viele das Land der Antike. Nicht alle haben wie Seume tatsächlich den größten Teil des Weges zu Fuß zurückgelegt. Goethe reiste auf seiner einzigen Auslandsreise auf andere Weise. Seume ist der unbestechliche Beobachter, er verhält sich wie ein moderner Reporter, der alles aufnehmen will. Das sicherte ihm einen großen Leserkreis. Seume hat später auch noch Rußland, Finnland und Schweden bereist. Auch wenn während dieser Reisen das 19. Jahrhundert schon angebrochen war, so gehören sie wesensmäßig noch in das vergangene. Im

übrigen schimmert auch bei Seume immer wieder die Unzufriedenheit mit den Zuständen in der Heimat durch, die Anlaß zum Reisen geben. Bezeichnend, wie dann aber die Illusionen zerstört werden. Als er im Jahre 1802 auf dem Rückweg von Italien in Paris erkennen mußte, was unter Napoleons Konsulat aus den erkämpften Rechten geworden war, schrieb er: „Ich könnte weinen, es ist mir, als ob mir ein böser Geist meinen Himmel verdorben hätte."[32]

Gerade im europäischen Raum hat es in diesem Jahrhundert eine größere Anzahl Abenteurer gegeben, deren buntes Leben auch den Menschen unseres Jahrhunderts noch fasziniert. Symbolisch steht zweifellos Giovanni Giacomo Casanova für ein Leben voller Liebesabenteuer, so lebt er jedenfalls fort. Man sollte dabei nicht übersehen, daß seine Memoiren gleich zu Anfang eine Flucht aus dem Gefängnis eines der am besten überwachten politischen Systeme des 18. Jahrhunderts, den Bleikammern der Adelsrepublik Venedig, schildern, und dann ist eigentlich Casanovas Leben eine fortdauernde Flucht. Immer wieder gelingt es ihm, sich - oft in letzter Minute - vor den Verfolgern aus Staat, Diplomatie, Justiz und Kirche, vor den wütenden Ehemännern und enttäuschten Frauen zu retten. Der Leser folgt ihm geradezu atemlos, ein Leben und ein Buch nach dem Herzen vieler! Es ist die geglückte Mischung zwischen Polit-Thriller mit Sex und Erotik. Casanova gehört aber auch zu den Abenteurern, die im angeblich so rationalen, vernünftigen und aufgeklärten 18. Jahrhundert die Leute durch Astrologie, Nekromantie, Wahrsagerei oder Goldmacherei betrogen haben. Viel berühmter war der Gauner Cagliostro, der sogar das Lebenselixier erfunden haben wollte. Es wird berichtet, man habe seinen Diener einmal gefragt, ob es stimme, daß sein Herr 200 Jahre alt sei, darauf habe der Diener geantwortet, er wisse es nicht, er selbst sei erst 100 Jahre im Dienst beim Grafen Cagliostro.

Auch der politische Abenteurer tritt uns in mancherlei Ausprägung entgegen. Da ist z. B. der Baron Stephan Theodor von Neuhof, der 1754 in London gestorben ist. Ein Lebensschicksal, nicht unbedingt immer *vernünftig* im Sinne des Zeitalters, eher voll von Romantik - aber dennoch ist er nicht zu früh geboren. Das Abenteuer beginnt als Soldat, wie könnte es auch in einem so kriegsgefüllten Säkulum anders sein! In Schweden und Spanien ist er dann in der Diplomatie tätig, ebenfalls eine wichtige Domäne des reisenden Abenteurers.[33]
Erinnern wir uns daran, daß die geheimnisvolle Figur eines solchen Diplomaten, der Chevalier d'Eon, sogar das Abenteuer als

Transvestit zu leben und zu wirken, bewußt propagandistisch unterstützte, indem er den seltsamsten Aussagen über seine Person Vorschub leistete.[34]

Zurück zu Neuhof! Er gerät mit dem Finanzspekulanten Law in Paris ins Ungewisse, taucht auf dem Balkan unter, führt ein Leben, das man heute nur mühsam erhellen kann. Dann taucht er 1732 plötzlich in Italien auf, diesmal in habsburgischen Diensten. Und hier gerät er nun endgültig ins große Abenteuer. Mit Hilfe von Geldern des christlichen Erbfeindes am Bosporus und mit Unterstützung korsischer Freiheitskämpfer landet er auf der Insel Korsika und meint, er könne hier seine Zuflucht finden. Im März 1736 wird der Mann aus Westfalen zum König von Korsika gekrönt. Es beginnt eine wunderliche Herrschaft, die aber nicht lange dauern kann. Genua will seine eigene Macht wieder installieren, Frankreich ist interessiert. Im Strudel der großen politischen Interessen kentert Neuhof. Ein neues Fluchtleben beginnt. Überall sucht er Unterstützung, aber alle Hilfe bringt ihm kein Glück. Sein Königtum bleibt Episode. Viele der Züge des Abenteurers dieser Epoche lassen sich bei Neuhof finden. Gregorovius, der deutsche Italienkenner des letzten Jahrhunderts, hat das genau erfaßt, wenn er sagt: „Er war ein Mann, wunderlich verwegen, phantastisch genial, unerschöpflich in Plänen, ausdauernder als sein seltnes Glück, und von allen tapfern Abenteurern der preiswürdigste, weil er für die Freiheit eines kühnen Volkes männlich Kopf und Arm verwandte."[35]

Wenn der Baron von Neuhof viele abenteuerliche Reisen in seinem Leben gemacht hat, so hat der Graf Schlabrendorf eigentlich nur eine für ihn allerdings entscheidende Reise vollendet: die nach Paris. Damit beginnen aber auch so viele Abenteuer, wie sie am Ende des Jahrhunderts wohl nur in Paris möglich waren. Auch hier wird die Stadt zu einer Art Zufluchtslandschaft, besser Zufluchtsburg. Der „Diogenes von Paris", wie man ihn später genannt hat,[36] überlebt tatsächlich alle gefährlichen Lebensabenteuer in der Stadt, während die von ihm begrüßte und wohlwollend betrachtete Revolution abläuft. Seine Kontakte mit den Girondisten lassen ihn verdächtig erscheinen. Er wird verhaftet und nur durch einen Zufall entgeht er der Guillotine. Ein Lebensabenteuer im wahrsten Sinne des Wortes: Als der Schließer in der Conciergerie ihn zum Abtransport auf dem Karren aufruft, kann Schlabrendorff seine Schuhe nicht finden. So bittet er den Schließer, ihn doch am nächsten Tag mitzuschicken. Dieser geht darauf ein, dann aber vergißt man den Grafen. Nach Robespier-

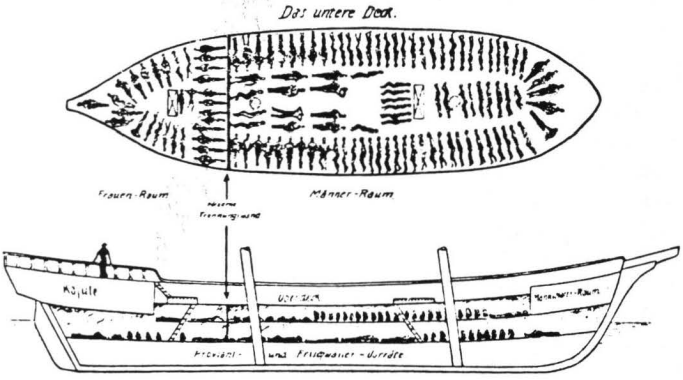
res Sturz kommt er frei. Er übersteht die Schwierigkeiten unter Napoleon, solche mit der eigenen preußischen Regierung und anderes. Er hat seine Burg nicht mehr verlassen, sein Zimmer war ihm zur Tonne geworden, aus der er das Abenteuer Leben betrachtete und begutachtete.

Einen besonderen Fall der Abenteuer des Reisens sollten wir noch erwähnen! Es ist die Besteigung des höchsten europäischen Berges, des Montblanc. Im Jahre 1728 veröffentlichte der Schweizer Albrecht von Haller sein umfangreiches Gedicht „Die Alpen". Hier wurde lange vor Rousseau nach englischem Vorbild die Erhabenheit und Schönheit des Hochgebirges besungen. Aber das Hochgebirge blieb Staffage, und Haller wollte nicht etwa das Abenteuer der Reise ins Gebirge propagieren. Letztlich blieb alles Utopie. Realität wurde das Abenteuer der Berge knapp 60 Jahre später, als Balmat und Paccard „la montagne maudite" (das verfluchte Gebirge), wie die Einheimischen den Montblanc nannten, im Jahre 1786 bezwangen. Bezeichnenderweise gehörte zu den ersten Tätigkeiten nach der Besteigung die exakte Erforschung der neuen naturwissenschaftlichen Gegebenheiten. Von Romantik blieb keine Spur.
Solche Unternehmungen waren die letzten Möglichkeiten in Europa, noch weiße Flecken auszumerzen. Mehr Möglichkeiten bot Afrika. Im 18. Jahrhundert sind deshalb viele Europäer unterwegs gewesen, um das Wissen über den schwarzen Kontinent zu verbreitern. Schwierige Bedingungen und gefährliche Abenteuer machten ein solches Unterfangen nicht leicht.

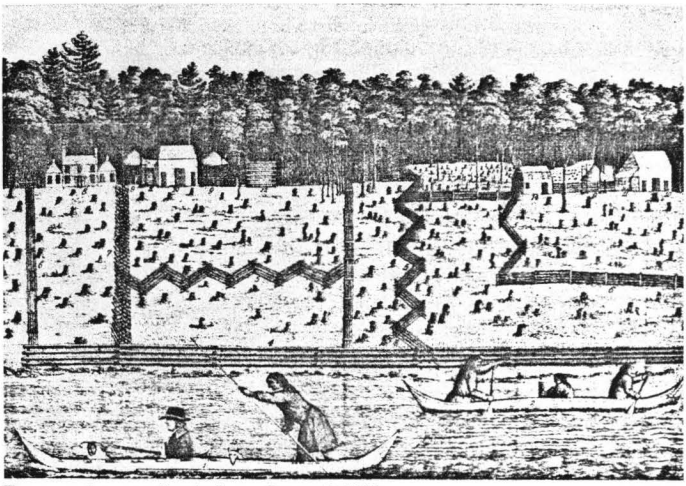
Die gebildete Welt Europas las die Reiseberichte mit großem Interesse. Hinzu kam noch das Problem des Sklavenhandels, mit dem sich die Aufklärer in zunehmendem Maße kritisch auseinandersetzten. In diesem Zusammenhang ist das abenteuerliche Leben des Joachim Nettelbeck aus Kolberg zu erwähnen.[37] Nettelbeck war nicht Soldat – vor den Werbern des Preußenkönigs ist er geflüchtet –, aber er hat sein Reiseleben, das ihn unter anderem als Sklavenhändler nach Afrika und Südamerika führt, tatsächlich mit einer Flucht begonnen. Es war eine Flucht aus Lust an der Seefahrt, bei welcher er „unsägliche Freude" empfand. Natürlich war damit eine ganze Portion Abenteuerlust verbunden. Auf einem holländischen Schiff gelang es; der junge Nettelbeck sah die Welt.
„Endlich bekamen wir das Ufer von Arkadien zu Gesicht und liefen unter allgemeinem Freudengeschrei in der Bucht von Halifax ein."[38] So enthusiastisch begrüßt der Dichter Seume den neuen

Joachim Nettelbeck.

Erdteil Amerika, als das Schiff mit den verkauften Söldnern nach 22 Wochen endlich die Überfahrt geschafft hat. Aber nicht nur Seume erscheint dieses nördlich-rauhe Land als ein Arkadien, wir besitzen viele Berichte von Reisenden und Auswanderern, die es ebenso sehen. Amerika ist das Zufluchtsland des enttäuschten und geknechteten Europäers: „Wir danken Gott alle Tage, daß er dem von Kriegen und Unruhen so oft bedrängten Europa diesen Paradiesgarten voll der edelsten Gewächse, diese Apotheke voll herrlicher Arzneien und diese Speisekammer und Wohnplatz für so viele vertriebene Familien bereitet hat. Ich befinde mich in meinem neuen Vaterlande wohl und bin mit den Führungen des Höchsten zufrieden. Anfangs haben strenge Arbeiten, Sinn und Sorgen ... mir an der Gesundheit ... merk-



„Stau"-Plan eines Sklavenschiffes.



Farm an der amerikanischen „Grenze", 1793.

lich geschadet, bald aber belohnte der Herr all meine Mühe mit zehnfachem Segen. Ich besitze nun eine weitläufige Haushaltung, verschiedene gute und bequeme Häuser, Scheuern, Hütten, Magazine von Landesprodukten und Handelswaren, Knechte, Mägde, Neger, Roß und Vieh... und gebiete wie ein Fürst über eine Strecke urbaren Landes, das über eine Stunde lang und halb so breit ist..."[39]

„Sobald man alt genug ist, kann man ohne Furcht vor Armut heiraten. Es gibt so viel gutes Land, das noch unbestellt ist, daß ein jung verheirateter Mann ohne Schwierigkeit ein Stück Grund und Boden erwerben kann, auf dem er mit Frau und Kindern ein zufriedenstellendes Auskommen hat. Die Steuern sind so niedrig, daß er sich darum keine Sorgen machen muß. Die Freiheiten, die er genießt, sind so groß, daß er sich wie ein Fürst auf seinen Besitzungen fühlen kann."[40] „Jeder, der Gott als den Schöpfer, Erhalter und Herrscher aller Dinge erkennt, und nichts gegen den Staat oder den allgemeinen Frieden lehrt oder unternimmt, kann sich hier frei niederlassen, kann bleiben und seinem Gewerbe nachgehen, auch wenn seine religiösen Grundsätze noch so merkwürdig sind."[41]

„(Germantown) ... wird zum größten Teil von Deutschen bewohnt, die aus ihrer Heimat nach Nordamerika kommen und sich niederlassen, weil sie hier Rechte genießen, die sie sonst nirgends besitzen."[42]

Ein Schwede stellte z. B. fest: „Die Neuankömmlinge sind jedes Jahr sehr zahlreich; es sind Junge und Alte beiderlei

Geschlechts. Einige sind der Unterdrückung entflohen. Andere hat religiöse Verfolgung aus ihrem Land vertrieben."[43]

In dem an unbändigen Geistern nicht gerade armen 18. Jahrhundert findet sich einer, Moritz August von Benyowski, dessen Lebenslauf und Reisen das Abenteuer geradezu anzuziehen schien: Geboren in Ungarn, als Kind im Kampf gegen den preußischen zweiten Friedrich, in Polen auf der Seite der polnischen Freiheitskämpfer gegen die Russen, wird er von diesen gefangen und nach Kamtschatka in Sibirien verbannt. Er entflieht, nachdem er geradezu unglaubliche Abenteuer bestanden hat, soll mit einem Schiff bis zu den Alëuten und an die nordamerikanische Westküste gefahren sein, wo er die Freiheit und seine Zuflucht sucht.

Sicher war er in Japan, auf Formosa kämpfte er, gelangte nach Macao und schließlich nach Paris. Hier beginnt das zweite, noch unglaublicher scheinende Abenteuer. Er wird zum Befehlshaber eines französischen Freiwilligenregiments, das die geheimnisvolle, unerschlossene Insel Madagaskar erobern soll. Tatsächlich beginnt er, die Insel - nach glücklicher Ankunft - zu erschließen, natürlich als europäische Kolonie. In seinen Memoiren[44] zeichnet er das Bild eines friedlichen, weisen, gerechten und aufgeklärten Herrschers, der einen Idealstaat unter fremdem Himmel schafft. Bescheidener sah die Realität wohl aus! Doch scheint stattgefunden zu haben, was sich der rationalen Logik entzieht: Es kommt soweit, daß ihn die Stammeskönige zum „Ampansacabé", zum obersten Souverän der gesamten madegassischen Nation, zum Kaiser von Madagaskar, erwählen.[45]

Das Märchen scheint vollkommen, Flucht und Zuflucht sind in herrlichster Weise gelungen - Arkadien scheint gefunden. Aber die Politik Europas greift in die Idylle. Benyowski, fast ohne Nachschub und Hilfe, muß 1777 nach Paris, um sich gegen

„Der König von Madagaskar".
Illustration zu einer holländischen Karte vom Ende des 17. Jahrhunderts.

Anklagen zu verteidigen. Wieder beginnt das ruhelose Reiseleben, bis nach Amerika gelangt er, aber der Unabhängigkeitskrieg ist gerade zu Ende. Er versucht es noch einmal mit Madagaskar und landet dort 1785 zum zweiten Mal. Diesmal hat er die Franzosen gegen sich. Eine französische Kugel macht seinem Lebenstraum ein Ende. Schon nach 45 Jahren endeten Benyowskis Lebens- und Reiseabenteuer.

War es in Amerika der Mythos von Arkadien, der den Europäer hinauslockte in das so gepriesene Land der Freiheit, in dem sich die spätere Indianerromantik mit ihren Abenteuern gerade erst herausbildete, so entstand in der Südsee ein anderer Sehnsuchtsmythos, der Traum von Neu-Kythera, den Bougainville, der große Entdecker, bewußt geschildert hatte, um an den Geburtsort der Aphrodite zu erinnern. Hier gab es vor allem neben der Zuflucht im Lande des Südseeparadieses die Liebe und Erotik. Welche Abenteuer konnte sich der europäische Leser der Bougainville'schen „Voyage autour de monde" in seiner Phantasie ausmalen, wenn der Entdecker berichtete: „Trotz all unserer Vorsichtsmaßnahmen kam ein junges Mädchen an Bord aufs Achterdeck und stand plötzlich an einer der Luken über dem Ankerspill... Das junge Mädchen ließ unachtsam ihr Lendentuch fallen und erschien vor aller Augen so, wie Venus sich weiland dem phrygischen Schäfer gezeigt. Sie hatte der Göttin himmlische Gestalt."[46]

Musik und Tanz in einem vornehmen Hause auf Tahiti zur Zeit Captain Cooks.

Captain William Bligh.

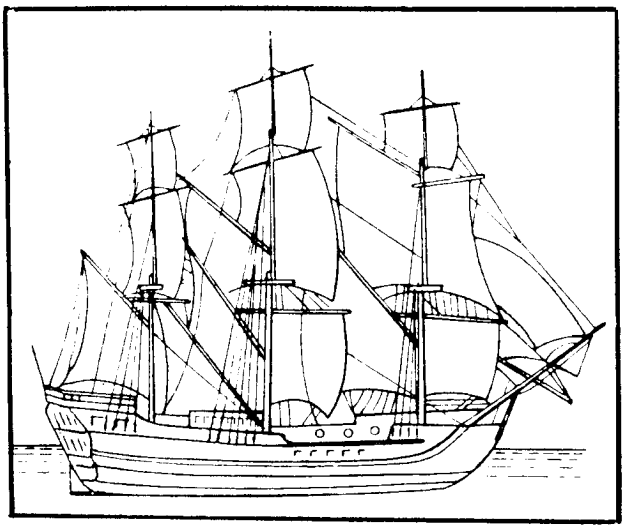
Captain Bligh, eine schillernde Gestalt, war Kapitän der „Bounty", auf der 1788 im Pazifik – nach dem Besuch auf Tahiti – eine Meuterei ausbricht. In einem kleinen Boot werden 19 Mann mit dem Kapitän von den Meuterern ausgesetzt, die nach unsäglichen Mühen Batavia auf Java erreichen.
Die Meuterer kehren teilweise nach Tahiti zurück, wo sie Jahre später von einem englischen Schiff wieder eingefangen werden. Der größere Teil sucht mit Frauen von Tahiti nach einer Zuflucht und landet schließlich auf der Insel Pitcairn, 3000 km von Tahiti entfernt. Nach langen Auseinandersetzungen gelingt es, eine europäisch-tahitische Gemeinschaft zu gründen, die heute aus etwa 200 Überlebenden besteht. Die Gründe für die Meuterei sind in vielerlei Ursachen gesucht worden. Der Hauptbetroffene, der Kapitän Bligh, hat sie vielleicht am besten erkannt, wenn er schreibt: er glaube, „daß die Meuterer sich auf Tahiti ein glücklicheres Leben versprachen, als sie wahrscheinlich in England zu erwarten hatten. Dies und einige Bindungen an tahitische Frauen waren meiner Meinung nach die Hauptursachen."[47]
Fasziniert vom Südseeparadies war auch Georg Forster, der Sohn des deutschen Völkerkundlers und Rußlandreisenden Reinhold Forster. Forster war ebenfalls von der großen Neugier des 18. Jahrhunderts getrieben, so begleitete er Cook auf seiner 2. Reise und besuchte mit Alexander von Humboldt die Niederlande, Großbritannien und Frankreich. Und hier ereilte ihn sein Geschick. Neugierig und freiheitsgesonnen wollte er teilhaben an der Revolution. Er suchte die Zuflucht in der Revolution. Es

war der andere Weg, der aktive, die Dinge in Europa durch Taten zu verändern. Forster versuchte es auch in Mainz, wo er bei den Jakobinern mitarbeitete, als französische Truppen die Stadt besetzt hielten. Bei ihrem Rückzug folgte er ihnen. Die Rache des Vaterlandes ereilte ihn: In der Acht des Heiligen Römischen Reiches starb er verarmt und verlassen in Paris (1794).
Vielfältig waren Möglichkeit und Gelegenheit, den Zwängen der Heimat zu entfliehen oder ein abenteuerliches Leben in der Fremde zu führen. Die Gebildeten wandelten auf den Spuren der Antike, und so unverfänglich das im Moment klingt, es muß oft noch mehr dahinter gesteckt haben! Denn umsonst hätte Seume, als er nach Syrakus aufbrach, nicht auch den Wunsch notiert, behütet zu werden „vor den Händen der monarchischen und demagogischen Völkerbeglücker, die mit gleicher Despotie den schlichten Menschen ihr System in die Nase heften wie der Samojede seinen Tieren den Ring."[48] So konnte die individuelle Bildungsreise auch von einer Flucht- in eine Zufluchtlandschaft führen.
Auch Abenteuer gab es genügend zu bestehen: Räuber in den Abruzzen, waghalsige Kutscher auf miserablen Straßen, ungetreue Wirte und nicht zuletzt vor den Küsten die moslemischen

Wirtshaus-Szene.

Überfall auf eine Postkutsche durch Briganten in den Abruzzen.

Seeräuber, die jeden Christen, der sich nicht freikaufen konnte, als Sklaven behandelten. So war eine Fahrt im Mittelmeer bis zur Besetzung Nordafrikas durch die Franzosen (1830) immer ein Wagnis. Man lese nur einmal Goethes Schilderung seiner Fahrt von Sizilien nach Neapel am 12. 5. 1787, wo es heißt: „... alles hatte sich auf das französische Fahrzeug gedrängt, die Sicherheit der weißen Flagge, sonst nichts weiter bedenkend."[49]
Was Seereisen damals bedeuteten, macht die Schilderung Seumes klar, die er von der Fahrt von England nach Nordamerika entwirft: „In den englischen Transportschiffen wurden wir gedrückt, geschichtet und gepökelt wie die Heringe. Um Platz zu sparen, hatte man keine Hängematten, sondern Bretterverschläge unter Deck, wo es schon niedrig genug war, und nun lagen noch zwei Schichten übereinander. Die Bettkästen waren für sechs und sechs Mann. Wenn wir darin lagen, waren sie voll, die beiden letzten mußten hineingezwängt werden. Es war für einen einzelnen gänzlich unmöglich, sich umzuwenden, und ebenso unmöglich, auf dem Rücken zu liegen. Wenn wir so auf einer Seite gehörig geschwitzt und gebraten hatten, rief der rechte Flügelmann: Umgewendet! Und es wurde umgeschichtet. Hatten wir nun auf der anderen Seite soviel wie möglich ausgehalten, rief der linke Flügelmann das nämliche, und wir zwängten uns wieder in die vorige Quetsche.



Holländisches Segelschiff des 18. Jahrhunderts.

Wir fuhren nicht durch den Kanal, sondern segelten nördlich um England. Wir konnten nicht weit von Grönland sein, wir froren tief im Sommer, so daß wir Tag und Nacht zitterten. Alles ging schlecht genug, wir brauchten zu einer Fahrt, die sonst gewöhnlich nur vier Wochen dauert, zweiundzwanzig!"[50]

Und der Unteroffizier Treffz, der zu den durch Herzog Carl Eugen von Württemberg an die Holländer verkauften Soldaten gehörte, berichtet: „Von Vlissingen fuhren wir ... ab, einige Tage hatten wir guten Wind, doch bald wurde uns diese Gutthat geraubt, und wir bekamen noch im Canal fürchterliche Stürme, so daß wir in England einlaufen mußten. (Nach langer Reparatur) kamen (wir) in die Spanische See, hier war uns ein Sturm nichts Neues mehr ... Von da unter die Linie (Äquator). Hier war es unausstehlich heiß ... Unser Schiff wurde immer mit einem Zug von Haifischen ... begleitet, welche, die Toten, welche über Bord geworfen wurden, sogleich erwischten und partaschierten. Wie wir über die Linie kamen, so hatten wir immer schlechten Wind, wir wurden verschlagen, daß wir noch 90 Meilen an die Küste von Brasilien in Amerika hatten ... Den 8. Juni 1788 warfen wir Anker in der False Bay, hier wurden wir den zweiten Tag ausgeschifft ... Auf der Reise starben von 217 Soldaten 38 Mann, Matrosen waren (es) 39, von ihnen starben 5 Mann."[51]

Noch ein anderes Wort Goethes zeigt, wie sehr man Seereisen als das gefährlichste Wagnis der abenteuerlichen Reisen einschätzte: „... daß es keinem Bewohner des festen Landes unbekannt bleiben dürfe, damit er bei so vielfachen Unfällen, die auch ihm begegnen, des grenzenlosen Jammers gedenke, dem der Seemann täglich entgegensieht."[52] Bezeichnend sind auch die Namen, die die Schiffe von Kapitän James Cook trugen: „Endeavour, Resolution, Discovery und Adventure" - Wagnis, Entscheidung, Entdeckung und Abenteuer. Hier ist das eingefangen, was sich im 18. Jahrhundert mit dem Reisen verband.

Übersehen wir nicht, daß es freiwillige und unfreiwillige Reisen und Fahrten gab. Wann ging ein junger Mann schon freiwillig zu den Soldaten? Da gab es ökonomische Gründe, etwa bei Mißernten, persönliche Schicksalsschläge oder auch Folgen irgendeiner Dummheit. Aber es fanden sich auch andere, solche, die das ungebundene Leben suchten, frei von Kirche und ständischer Obrigkeit, frei von irgendwelchen Zwängen. So bestand das Kapregiment, das Carl Eugen von Württemberg an die Holländer verkauft hatte, zu einem respektablen Teil aus Freiwilligen. Und in Kapstadt war es besser als in Ludwigsburg, wie die Briefe des Unteroffiziers Treffz zeigen.[53]

Das Leben bei den Soldaten war beinahe die einzige Möglichkeit, aus der Enge herauszukommen. England, Frankreich, Spanien, Portugal, Holland und Dänemark hatten Kolonien, in denen man in ein besseres Leben „flüchten" konnte, deutsche Staaten hatten keine solchen Ventile. So blieb dem hochgebildeten Magister Laukhard von der Universität Halle, als er vor dem materiellen und seelischen Nichts stand, nur der Weg, das Handgeld zu nehmen: „... es wäre doch hübsch für dich, wenn du Soldat würdest ... dachte ich, ... so bist du auf einmal von hallischen Manichäern los."[54]

Und wenn die jungen Männer hinauszogen aus der Garnison, dann begann das neue Leben. „Abenteuerlust ist mit im Spiel, sie hat damals in der dunklen Stunde, als sie Handgeld nahmen, mitgewirkt neben allem anderen, die flackernde Hoffnung ist erbärmlich betrogen worden im aschgrauen Alltag der Garnison, statt ritterlicher Abenteuer Gamaschendienst und Prügel, statt schwerem Wein dünnes Bier ... Nun, da die Fahne zum Tor hinausgetragen wird, die Kaserne dahinten bleibt, züngelt die Flamme aus alten Knabenträumen unter der Asche hervor, greller, man ist nicht besser geworden mit den Jahren ... könnte es nicht zum Plündern kommen? Und sie füllten ihre Taschen voller Gold und Silberzeug, hören das Wimmern und Stöhnen von Weibern, die sie nie zuvor gesehen haben und nie wieder sehen

Laukhard bei den preußischen Werbern.

werden danach. Und sehen es brennen, fremde Dörfer, fremde Städte."[55] Immer wieder schimmern diese Sehnsüchte in den abenteuerlichen Reiseberichten der Soldaten durch, nicht nur bei den primitiven Naturen, wie Löffler, Voigt und vielen anderen, auch bei Bräker sind sie spürbar.

Der Reisende zu Fuß hatte Schwierigkeiten, Gefahren und Abenteuer zu bestehen und kam langsam voran. Mit einem Wagen ging es aber auch nicht schneller. Und was alles passieren konnte, wenn man nur von der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd nach Ellwangen reiste, das schildert uns ein Bericht aus dem Jahre 1721.

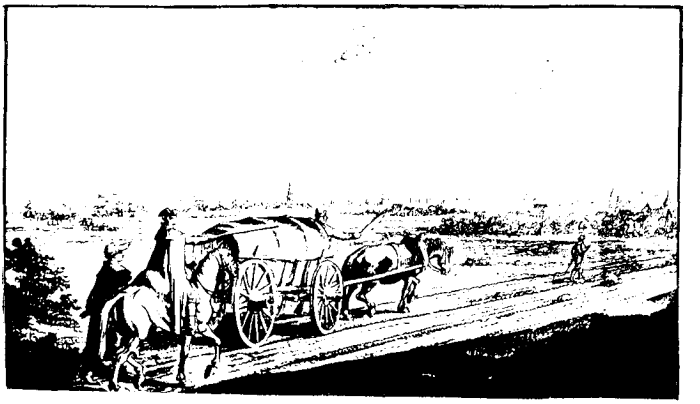
„Die Entfernung der genannten Städte voneinander beträgt etwa 41 Kilometer. Der Reisende, ein wohlhabender Mann, ging in Gesellschaft seiner Frau und ihrer Magd am Montagmorgen, nachdem er am Tage zuvor in der Johanniskirche für glückliche Erledigung der Reise eine Messe hatte lesen lassen, aus seiner Vaterstadt ab. Er bediente sich eines zweispännigen ‚Planwägelchens'. Noch bevor er eine Gehstunde zurückgelegt und das Dorf

Hussenhofen erreicht hatte, blieb das Fuhrwerk im Kote stecken, daß die ganze Gesellschaft aussteigen und ‚bis übers Knie im Dreck platschend' den Wagen vorwärts schieben mußte. Mitten im Dorf Böbingen fuhr der Knecht mit dem linken Vorderrad unversehens in ein Mistloch, daß das Wägelchen überkippte und die Frau sich Nase und Backen zerkratzte. Von Mögglingen bis Aalen mußte man drei Pferde Vorspann nehmen, und dennoch brauchte man sechs volle Stunden, um letztgenannten Ort zu erreichen, wo übernachtet wurde

Am andern Morgen brachen die Reisenden in aller Frühe auf und langten gegen Mittag glücklich beim Dorfe Hofen an. Hier aber hatte die Reise einstweilen ein Ende, denn hundert Schritte vor dem Dorf fiel der Wagen um und in eine Pfütze, wobei alle beschmutzt wurden, der Magd die rechte Achsel auseinanderbrach und der Knecht sich die Hand verstauchte. Zugleich zeigte sich, daß eine Radachse gebrochen und daß ein Pferd am linken Vorderfuße vollständig gelähmt war. Man mußte also zum zweiten Male unterwegs übernachten, in Hofen Pferde und Wagen, Knecht und Magd zurücklassen und einen Leiterwagen mieten, auf welchem die Reisenden endlich, ganz erbärmlich zusammengeschüttelt, am Mittwoch beim Versperläuten vor dem Tore von Ellwangen anlangten."[56]

In der Postkutsche war es nicht besser, wie der Dichter Gellert berichtet:

„Diesmal auf einer Landkutsche gefahren und nimmer wieder. Den linken Arm trage ich in einer Binde, und ich wäre glücklich, wenn ich den Kopf auch in einer tragen könnte, so zerschlagen ist



Landstraße in Preußen um 1760. Radierung von Chodowiecki.

Die Postkutsche von William Hogarth.

er mir. Binnen acht Tagen noch nicht ein vernünftiges Wort denken können, und wer weiß, ob ich es jemals wieder lerne."[57]
Waren die Landfahrzeuge und der Straßenbau seit dem Mittelalter kaum weiter entwickelt worden, so bot der Schiffsbau ein anderes Bild. Um 1750 hatte der Engländer Chapman die wissenschaftlichen Formeln für Wasserverdrängung und Stabilität aufgestellt, sie gelten praktisch heute noch. Die Schiffe waren schneller, sicherer und leichter zu steuern. Auch das Leben für die Schiffsbesatzung wurde im Verlauf des 18. Jahrhunderts erträglicher, der Skorbut forderte nicht mehr so viele Opfer, obwohl die Verpflegung weiterhin schlecht blieb.
Immer mehr Menschen begannen zu reisen. Kein Wunder, wenn 1772 Professor Schlözer an der Universität Göttigen das erste „Reisekollegium" abhielt. Aber neben theoretischem Wissen war eben doch noch mehr praktische Erfahrung vonnöten. Was tat man z. B. wenn es einem so erging, wie Johann Christoph Sachse im Harz? „Während ich meinen Weg ... fortsetzte, brüllten mich plötzlich zwei mit Prügeln bewaffnete Kerls mit einem fürchterlichen Werda an. Auf meine Antwort ‚gut Freund!' frugen sie mich: woher ich käme, und was ich hier noch so spät zu tun hätte! Ich sagte ihnen, ich ging meinen Geschäften nach! – ‚So', erwiderte der eine, ‚hast du Geld?' – ‚Ach, nur wenig', war meine Antwort, unter welcher ich meinen Bettel zu verbergen suchte, in dem ich noch 2 Rtl. 7 Gr. hatte. ‚Nun, so gib's', rief ein anderer, ‚wir haben gar keins' – und – riß mir den Beutel aus der Hand und liefen damit waldein."[58]

Das waren die kleinen Abenteuer, die zum Reisen gehörten; oft gar nicht so ungefährlich, wie es hier klingt. Und dann gab es die großen, bei denen man den Atem der Geschichte spürte. Etwa wenn der Ansbacher Soldat Döhla über die welthistorische Entscheidung bei Yorktown/Virginia berichtet, als die englische Kapitulation die Unabhängigkeit der USA besiegelte. Bei Döhla allerdings klingt das so: „Am Nachmittag (des 19. 10. 1781) sind alle (englischen) Truppen mit Sack und Pack, mit verdeckten Fahnen, aber mit Trommeln und Pfeiffen aus dem Lager ausmarschiert, der General O'Haro hat uns angeführt und übergeben."[59]

Ohne daß bis jetzt expressis verbis darauf aufmerksam gemacht wurde, ist wohl deutlich geworden, wie sich die Selbstbiographie in dieser Zeit dem Abenteuerroman nähert. Die abenteuerlichen Selbstbiographien spiegeln das spezifische Phänomen der abenteuerlichen Reise im 18. Jahrhundert wider und haben es für die Nachwelt erhalten. Aber hatten nur ihre Verfasser Abenteuer erlebt? Hin und wieder lüftet sich der Schleier, und wir erfahren etwas von den vielen unbekannt gebliebenen Abenteurern, die die ganze Welt durchstreift haben. Eines der wenigen Beispiele bietet Seume, wenn er - selten genug - von seinen Kameraden bei dem englischen Expeditionskorps in Kanada erzählt. Da findet sich unter diesem „Menschenragout" (Seume) der entlaufene Mönch aus Würzburg, ein hochgelehrter Mann, und der ehemalige französische Offizier, der unter fast allen Fahnen europäischer Staaten schon seinen Sold erhalten hatte, der, wie Seume schreibt, „abwechselnd Gassen gelaufen, unter dem Galgen gestanden und im Feld Kanonen genommen hatte, ... alles Gute und Schlechte wußte ... Das Leben dieses Abenteurers allein würde den Stoff zu einem großen Gemälde geben."[60] Und es sind z. T. wahrhaft „große Gemälde" von Welt und Menschen, die die Abenteurer in ihren Schilderungen darstellten. Vielleicht war es erst das vollständige Erlebnis, wenn man die Ereignisse der Reisen festgehalten hatte in Brief, Tagebuch oder Autobiographie. Bei manchen Autoren war es auch mehr, sie erstrebten einen pädagogischen Aspekt, wie es nur natürlich war in einem Jahrhundert, dem die Erziehung des Menschen soviel bedeutete. Es ist daher kein Wunder, wenn z. B. Laukhard am Schluß seiner Autobiographie wünscht, daß sein Schicksal der Jugend „zur Warnung dienen" möge.

Aber ob diese Warnungen nützten? Wie konnte der Leser in der Heimat wirklich in letzter Konsequenz verstehen, was es hieß, die geschilderten Abenteuer realiter durchzustehen, jederzeit von möglichen, ja beinahe von unmöglichen Gefahren bedroht?

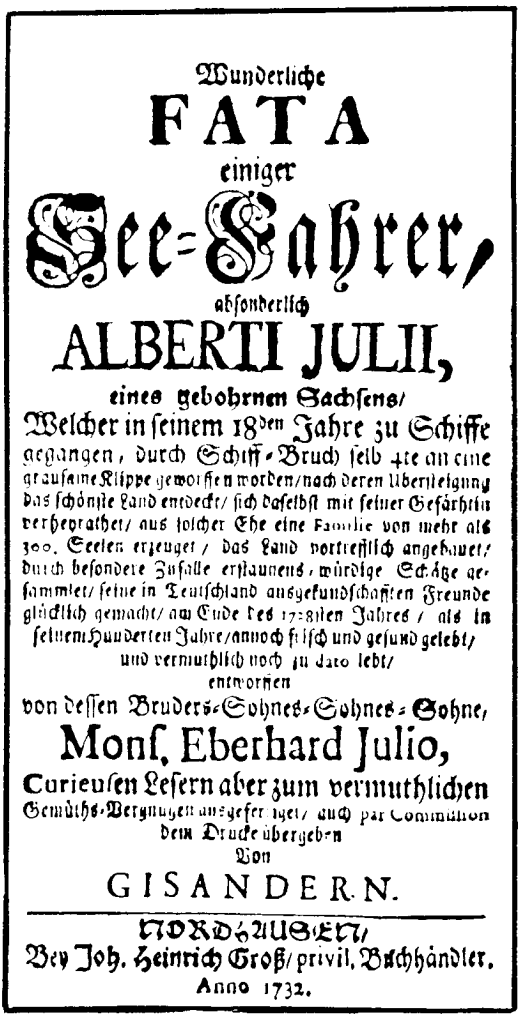
Robinson und Freitag.

Im Zimmer sah die Welt anders aus, blühte die Phantasie, in solchen Büchern lernte man - wie Brandes schrieb „eine neue, ... bisher noch unbekannte Welt kennen".[61] Eine neue Welt, die lockte - eine neue Welt, die besser sein mußte als die Heimat, in der es soviel Elend, Zwang und Unbehaglichkeit gab.

Noch stärker aber wurde der Zwang, wenn die abenteuerlichen Reisen erdacht waren. Die Utopie ist ja viel verführerischer, denn sie ist genau auf die Bedürfnisse des Lesers abgestellt. Bezeichnenderweise bringt das 18. Jahrhundert auch hier überragende Beispiele hervor: Robinson, Gullivers Reisen, die Insel Felsenburg und die Erlebnisse des Barons Münchhausen sind Beispiele, die man im Zusammenhang mit unserer Fragestellung nicht übergehen kann.

Es ist anfangs darüber gesprochen worden, daß die Aufklärung während des 18. Jahrhunderts in fast allen Bereichen des menschlichen Lebens eine Neuordnung erstrebte. Die utopischen Schriftsteller nahmen diesen Gedanken auf. In ihren Büchern versuchten sie wie z. B. Defoe in seinem Robinson von 1719, „das auf sich selbst gestellte Individuum, den Urzustand der Aufklärung und die Entstehung von Staat, Kultur und Religion aus diesem (guten-Chr.) Urzustand (zu schildern-Chr.)..."[62] Hier wird die utopische Neuordnung also in ein pädagogisches Gewand gekleidet, nach der Devise: So könnte man es machen! Bezeichnenderweise ist der Abenteurer Robinson bürgerlichen Standes. Er verläßt die immer noch von der englischen Adelsoligarchie beherrschte Heimat, bricht auf zu Abenteuern, die er, der Bürger, allein glänzend besteht. Schließlich gründet er ein Staatswesen, das den humanen Ideen der Aufklärung entspricht. Zwar ist alles mehr oder minder ein Traum, aber es sind doch auch recht handfeste Realien in dieser Utopie. Denn der „Traum vom einfachen Leben" kann nicht entstehen, wenn Robinson nicht genügend von jener bürgerlichen Tugend besäße, deren Mangel gerade den Adel negativ auszeichnet: die Tugend der Arbeit. Und Robinson muß natürlich auch den guten Wilden Freitag zu dieser Tugend erziehen. Erst dann kann volle Glückseligkeit einziehen in die kleine Gemeinschaft auf der fernen Insel. Liegt hier die Geburt des Kapitalismus, wie es der französische Wirtschaftswissenschaftler Frédéric Passy meinte, als er seinen Vortrag über dieses Thema „Robinson und Freitag" nannte?[63]

Gerade der Teil des Robinson, der sich mit der Schaffung einer neuen Gesellschaft auseinandersetzt, hat einen deutschen Schriftsteller nur wenige Jahre später (1731) angeregt, diese Utopie weiterzuführen: Johann Gottfried Schnabel in seiner „Insel Felsenburg". Auch hier ist der pädagogische Bezug nicht zu übersehen, denn Hauptinhalt des Buches ist die Gründung einer Gesellschaft. Deshalb werden „Wunderliche Fata einiger See-Fahrer" beschrieben. Das Robinson-Motiv wird mit dem Staats-



Wunderliche
FATA
einiger
See-Fahrer,
absonderlich
ALBERTI JULII,
eines gebohrnen Sachsens/
Welcher in seinem 18den Jahre zu Schiffe gegangen, durch Schiff-Bruch selb 4te an eine grausame Klippe geworffen worden/nach deren Ubereignung das schönste Land entdeckt/ sich daselbst mit seiner Gefährtin verheyrathet/ aus solcher Ehe eine Familie von mehr als 300. Seelen erzeuget/ das Land vortrefflich angebauet/ durch besondere Zufälle erstaunens-würdige Schätze gesammlet/ seine in Teutschland ausgefundschafften Freunde glücklich gemacht/ am Ende des 173ten Jahres/ als in seinem Hunderten Jahre/annoch frisch und gesund gelebt/ und vermuthlich noch zu dato lebt/
entworffen
von dessen Bruders-Sohnes-Sohnes-Sohne,
Monsr. Eberhard Julio,
Curieusen Lesern aber zum vermuthlichen Gemüths-Vergnügen ausgefertiget/ auch per Commission dem Drucke übergeben
Von
GISANDERN.
NORDHAUSEN/
Bey Joh. Heinrich Groß/ privil. Buchhändler.
Anno 1732.

Faksimile des Titelblattes der 1. Ausgabe der „Insel Felsenburg".

ideal der Aufklärungszeit verbunden.[64] Tatsächlich lesen sich große Teile der „Insel Felsenburg" mehr wie eine staatstheoretische Abhandlung, denn als eine abenteuerliche Utopie. Aber dieses Element fehlt nicht. Es findet sich in den Berichten der Neuankömmlinge auf dieser fernen Insel im Südmeer. Sie müssen nämlich alle berichten, was sie aus Europa vertrieben hat und

warum sie nach der „Insel Felsenburg" gekommen sind. Da entrollt sich nun das „große Gemälde", von dem Seume gesprochen hat, wenn die geradezu haarsträubenden Erlebnisse berichtet werden, wenn von Enge, Provinzialität und Brutalität in Deutschland oder Europa erzählt wird. Aber hier auf der Insel läßt sich nun die „beste aller Welten" (Voltaire) verwirklichen. Es ist, wie Schnabel sagt, „das Paradies, woraus vermutlich Adam und Eva durch den Cherub verjagt wurden". Hier gibt es keine Konflikte, nur Harmonie, sowohl in der Natur wie unter den Menschen, denn alles folgt dem gesunden Menschenverstand. Nichts ist spürbar von dem Skeptizismus Voltaires, der ein Menschenalter später im „Candide" (1759) diese beste aller Welten zum Zerrbild werden ließ. Alles ist noch vernünftig und beweist den drei Jahre später geschriebenen Satz Rousseaus im Emile: „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers hervorgeht, alles entartet unter den Händen der Menschen". Vielleicht ist auch die Utopie der „Insel Felsenburg" gar keine Utopie, sondern steht auf dem Boden der Realität, nämlich der Erfahrungen, die Schnabel damals selbst in Europa machen konnte. Deshalb fuhren ja seine Seefahrer hinaus zu dem idealen Eiland.

Noch weiter gelangt Gulliver, er findet die Utopie schon gar nicht mehr bei anderen oder mit anderen Menschen, bei ihm ist es die abenteuerliche Welt der Riesen und Zwerge und anderer Phantasiegestalten. Auch Jonathan Swift hält in seinem „Gulliver" (1726) der alten Welt einen Spiegel vor, voll von Ironie und Satire. Swift hat für Europa nur bitteren Spott übrig.

Gulliver bei den Liliputanern. Illustration aus einem Kinderbuch der 30er Jahre.

Die entlegensten Fluchtlandschaften aber konnte der Leser der Zeit erreichen, wenn er dem Baron Münchhausen auf seinen Reisen und Abenteuern folgte, da ging es sogar bis unter die Weltmeere und hinauf zum Mond. Vielleicht war diese Mischung zwischen abenteuerlicher Phantasie in der Ferne und klarer Realität zu Hause das Geheimnis des großen Erfolgs dieses Buches (erschienen 1786)?

Es ist eine Ironie der Geschichte, daß diese Bücher, die ja ursprünglich alle für Erwachsene geschrieben worden waren, sehr bald nur noch von der Jugend gelesen wurden. Brandes spricht aus, wie es vielen ging: „Robinson Crusoe, die Insel Felsenburg und andere ähnliche abenteuerliche Romane wurden von mir gleichsam verschlungen. Ich hielt alle darin enthaltenen glänzenden Schilderungen für Wahrheiten, fing an, mein Vaterland zu verachten und mich nach jenen oder ähnlichen beglükkenden Ländern zu sehnen".[65] Und auch er beschließt das „Gefängnis", nämlich seine Vaterstadt zu verlassen, um das „Eldorado oder eine andere glückliche Insel" zu suchen.

Flucht- und Zufluchtlandschaften: Brandes fand nach vielen Abenteuern seine Zuflucht in der schönen Scheinwelt des Theaters. Andere fanden nirgendwo eine Gelegenheit zur Flucht und keine Zuflucht, sie mußten weiter unter den heimatlichen Verhältnissen leben und leiden.

Was sollten sie tun? Gab es noch eine andere Möglichkeit, die ideale Gesellschaft, wie sie sich die Aufklärer erträumt hatten, zu schaffen?

1789 ist es in Frankreich versucht worden!

[1] J. de Acosta: Historia Natural y Moral de las Indias. Neuausgabe México 1940, S. 533

[2] F. S. Clavijero: Storia antica del Messico. Cesina 1780/81, Deutsche Übersetzung 1789/1790

[3] A. v. Humboldt: Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien, Bd. II, Tübingen 1810, S. 79

[4] M. Orozco y Berra: Noticias de la Ciudad de México y sus alrededores. Mécico 1855

[5] E. v. Hesse-Wartegg: Mexiko, Land und Leute. Wien-Olmütz 1890, S. 229

[6] K. Sapper: Besprechung der Arbeit von E. Schilling (vgl. Anm. 12). In: Petermanns Geogr. Mitt. 86, 1940, S. 109

[7] R. C. West und P. Armillas: Las Chinampas de México. Poesía y Realidad de los „Jardines Flotantes". In: Cuadernos Americanos 50, 1950, S. 166

[8] A. v. Humboldt, a. a. O., S. 78 (vgl. Anm. 3)

[9] A. Ponce: Relación breve y verdadera de algunas cosas de las muchas que sucedieron al Padre Fray Alonso Ponce en las provincias de la Nueva España. 1585, ed. Madrid 1873, Bd. I, S. 172 f.

[10] J. de Torquemada: Los veinte y un libro rituales y monarquía indiana. Um 1605, ed. Madrid 1723, Bd. II, S. 483

[11] F. de Garay: El Valle de México, apuntes históricos sobre su hidrografía. México 1888, S. 10 f.

[12] E. Schilling: Die „schwimmenden Gärten" von Xochimilco. Eine einzigartige Form indianischer Landgewinnung im Becken von Mexiko. In: Schriften d. Geogr. Instituts d. Univ. Kiel, Bd. IX, H. 3, Kiel 1939

[13] Vgl. Anm. 7

[14] M. D. Coe: The Chinampas of Mexico. In: Scientific American 211, 1964, S. 90 - 98

[15] P. Armillas: Gardens on Swamps. In: Science 174, 1971, S. 653 - 661

[16] E. Calnek: Settlement Pattern and Chinampa Agriculture at Tenochtitlan. In: American Antiquity 37, 1972, S. 104 - 115

[17] A. Palerm: Obras hidráulicas prehispánicas en el sistema lacustre del Valle de México. Instituto Nac. de Antropologia e Historia. México D. F. 1973

[18] J. R. Parsons: The role of chinampa agriculture in the food supply of Aztec Tenochtitlán. In: C. E. Cleland (Hrsg.): Cultural Change and Continuity. New York 1976, S. 233 - 262

[19] W. T. Sanders, J. R. Parsons und R. S. Santley: The Basin of Mexico: Ecological Processes in the Evolution of a Civilization. New York 1979

[20] A. v. Humboldt, a. a. O., S. 78 f. (vgl. Anm. 3)

[21] H. Wilhelmy: Welt und Umwelt der Maya. Aufstieg und Untergang einer Hochkultur. München 1981, S. 215 ff.

[22] E. Schilling, a. a. O., S. 29 f. (vgl. Anm. 12)

[23] R. C. West u. P. Armillas, a. a. O., S. 175 (vgl. Anm. 7)

[24] F. de Garay, a. a. O., S. 11 ff. (vgl. Anm. 11)

[25] J. R. Parsons, a. a. O., S. 243 (vgl. Anm. 18)

[26] E. Schilling, a. a. O., S. 5 (vgl. Anm. 12)

[27] P. Armillas, a. a. O., S. 657 (vgl. Anm. 15)

[28] P. Armillas, a. a. O., S. 657 (vgl. Anm. 15)

[29] M. D. Coe, a. a. O., S. 97 (vgl. Anm. 14)

[30] P. Armillas, a. a. O., S. 660 (vgl. Anm. 15)

[31] J. R. Parsons, a. a. O., S. 255 (vgl. Anm. 18)

[32] Sanders, Parsons u. Santley, a. a. O., S. 177 (vgl. Anm. 19)

[33] J. R. Parsons, a. a. O., S. 250 (vgl. Anm. 18)

[34] J. R. Parsons, a. a. O., S. 254 (vgl. Anm. 18)

[35] Sanders, Parsons u. Santley, a. a. O., S. 115 f., 125, 132 ff. (vgl. Anm. 19)

[36] Sanders, Parsons u. Santley, a. a. O., S. 177, 280 (vgl. Anm. 19)

[37] M. D. Coe, a. a. O., S. 96 (vgl. Anm. 14)

[38] P. Armillas, a. a. O., S. 661 (vgl. Anm. 15)

[39] F. Tichy: Ordnung und Zordnung von Raum und Zeit im Weltbild Altamerikas. Mythos oder Wirklichkeit? In: Ibero-Amerik. Archiv. N. F. 2, 1976, S. 113 - 154 - ders.: Orientierte Flursysteme als kultreligiöse Reliktformen. In: Tagungsber. u. wiss. Abhandl. 40. Dt. Geographentag Innsbruck 1975, Wiesbaden 1976, S. 256 - 265 - ders.: Orientación de las pirámidas e iglesias en el Altiplano Mexicano. In: Suplemento Comunicaciones 4, Proyecto Puebla-Tlaxcala. Puebla/México 1976

[40] H. Wilhelmy, a. a. O., S. 298 ff. (vgl. Anm. 21)

[41] B. de Vargas Machuca: Milicia y descripción de las Yndias. Madrid 1599

[42] H. Ojea: Libro tercero de la historia religiosa de la Provincia de México de la Orden de Santo Domingo. México 1897, S. 3

[43] M. Santamaría: Las chinampas del Distrito Federal. México 1912

[44] U. Krist u. A. Hoffmann: Xochimilco darf nicht sterben. In: Westermanns Monatshefte 83, Heft 6, 1983, S. 91 - 95

[45] E. Schilling a. a. O., S. 3 (vgl. Anm. 12) - U. Krist u. A. Hoffmann, a. a. O., S. 92 (vgl. Anm. 44)

[46] W. R. Lawrence: The Valley of Kashmir. London 1895, S. 205

[47] H. Uhlig: Tiroler Etschtal und Kaschmir-Becken. In: Beiträge zur Landeskunde Südtirols, Festschr. f. F. Dörrenhaus, 1962, S. 113 - 134 - ders.: Kaschmir (Bilderläuterungen). In: Geogr. Rundschau 14, 1962, S. 457 - 460

[48] H. Uhlig: Kaschmir. Länderkundlicher Strukturbericht. In: Geogr. Taschenbuch. Wiesbaden 1962/63, S. 193

[49] H. Uhlig: Typen der Bergbauern und Wanderhirten in Kaschmir und Jaunsar-Bawar. In: Tagungsber. u. wiss. Abhandl., Dt. Geographentag Köln 1961, Wiesbaden 1962, S. 213 f.

[50] W. R. Lawrence, a. a. O., S. 344 ff. (vgl. Anm. 46)

[51] H. Uhlig, a. a. O., S. 214 (vgl. Anm. 49)

[52] W. Moorcroft u. G. Trebeck: Travels in the Himalayan Provinces of Hindustan and the Panjab, in Ladakh and Kaschmir ... etc. from 1819 to 1825, London 1841, Bd. II, S. 137 ff.

[53] W. R. Lawrence, a. a. O., S. 344 (vgl. Anm. 46)

[54] J. Dupuis: Les bassins intérieurs du Kashmir et du Népal. In: Annales de Géographie 71, 1962, S. 162

[55] W. R. Lawrence, a. a. O., S. 345 (vgl. Anm. 46)

[56] M. Bruneau u. L. Bernot: Une Population Lacustre: Les Inthas du Lac Inle (Etats Shan du Sud, Birmanie). In: Journal d'Agriculture Tropicale et de Botanique appliquée, 19, Paris 1972, S. 418

[57] G. R. Woodthorpe: The Country of the Shans. Geogr. Journ. 7, 1896, S. 579

[58] J. G. Scott u. J. P. Hardiman: Gazetteer of Upper Burma and the Shan States. Rangoon 1901/02, Teil II, Bd. 3, S. 382

[59] V. Janicke: Heute noch ein Paradies. Unbekanntes Birma: der Inle-See. Westermanns Monatshefte 1967, H. 12, S. 50 - 56 - M. Bruneau u. L. Bernot, a. a. O. (vgl. Anm. 56)

[60] I. H. Burkill: A Dictionary of the economic products of the Malay peninsula. Kuala Lumpur, 2. Aufl. 1966

[61] M. D. Nath: Botanical Survey of the Southern Shan States. In: Fiftieth Anniversary No. 1, Burma Research Society, Rangoon 1961, S. 173 ff.

[62] R. G. Woodthorpe, a. a. O., S. 579 (vgl. Anm. 57)

[63] M. Bruneau u. L. Bernot, a. a. O., S. 436 f. (vgl. Anm. 56)

[64] H. Wilhelmy, a. a. O., S. 215 ff. (vgl. Anm. 21)

[65] G. C. Wilken: Food Producing Systems Available to the Ancient Maya. In: American Antiquity 36, 1971, S. 438 ff.

[66] B. L. Turner: Prehistoric Intensive Agriculture in the Mayan Lowlands. In: Science 185, 1974, S. 118 - 124 - P. D. Harrison: The Rise of the bajos and the Fall of the Maya. In: N. Hammond (Hrsg.): Social Process in Maya Prehistory. London/New York 1977, S. 469 - 508

[67] H. Wilhelmy, a. a. O., S. 217 f. (vgl. Anm. 21)

[68] R. C. West u. P. Armillas, a. a. O., S. 172, 176 (vgl. Anm. 7)

[69] H. Uhlig: Wassersiedlungen in Monsun-Asien. In: Siedlungsgeographische Studien, Festschr. f. G. Schwarz. Berlin - New York, S. 285

[70] H. Wilhelmy: Reisanbau und Nahrungsspielraum in Südostasien. Geocolleg, Kiel 1975, S. 21

[71] G. Böhm u. L. Gutte: Legenden und Tatsachen von den Uros. Puno 1984, S. 4

[72] E. Höller: Das Problem der Feucht- und Trockensteppen im Abiadbecken. In: Archiv d. Deutschen Seewarte Hamburg 55, H. 4, 1936, S. 19

[73] E. Wirth: Landschaft und Mensch im Binnendelta des unteren Tigris. Mitt. d. Geogr. Ges. Hamburg 52, 1955, S. 36

Anmerkungen zu Borsdorf, Patagonien und Feuerland

[1] Hermann Schreiber: Im Schatten des Calafate. Melsungen 1962.

[2] Fernão de Magalhães, span. Magallanes, dt. Magellan. Portugiesischer Seefahrer, der 1519/20 die nach ihm benannte Meeresstraße zwischen Patagonien und Feuerland entdeckte. Vgl. I. Cameron: Magellan und die erste Weltumseglung. 1977.

[3] Mateo Martinic: La Tierra de los Fuegos. Punta Arenas 1982.

[4] Zur historischen Geographie und zur Landeskunde Ostpatagoniens vgl.vor allem: Herbert Wilhelmy/Wilhelm Rohmeder: Die La Plata-Länder. Braunschweig 1963. Desgl. für Westpatagonien: Axel Borsdorf: Grenzen und Möglichkeiten der räumlichen Entwicklung in Westpatagonien am Beispiel der Región Aisén. Acta Humboldtiana Stuttgart 1986 (im Druck).

[5] Die Häufigkeit italienischer Landschaftsbezeichnungen in Patagonien und auf Feuerland geht auf italienische Salesianer-Pater zurück, die neben ihrer Missionstätigkeit viel zur Entschleierung der Landesnatur beigetragen haben. Vor allem Pater A. M. de Agostini hat darüber auch wissenschaftlich berichtet. Auf deutsch erschien sein Erlebnisbericht: Zehn Jahre im Feuerland, Leipzig 1924, gekürzte Neuauflage Leipzig 1953.

[6] Gabriela Mistral, 1889 - 1957, erhielt 1945 den Nobelpreis für Literatur. Hauptwerk „Desolación" 1922, deutsche Auswahl „Spürst Du meine Zärtlichkeit?" 1960. Gedicht „Patagonische Landschaft" übersetzt in: Gerda Theile-Bruhns: Chile. Geistige Länderkunde. Nürnberg 1970, S. 354 - 355.

[7] H. Wilhelmy/W. Rohmeder, a. a. O. S. 483.

[8] Vgl. Anm. 1.

[9] Den Kontrast kältestarrender Eismassen und subtropischer Vogelwelt faßte Max Junge im Titel seines Buchs zusammen: Papageien und Eisberge. Berlin 1938. Max Junge gehört wie Augusto Grosse, dessen Erlebnisbericht (Visión de Aisén, Santiago 1955, 2. erg. Aufl. 1974) leider nicht in deutscher Sprache erschien, zu den Pionierforschern Westpatagoniens.

[10] Zur natürlichen Vegetation Westpatagoniens vgl. A. Borsdorf, a. a. O.

[11] G. J. Butland: The human geography of Southern Chile. London 1957.

[12] Einen günstigeren Eindruck vermittelt J. Emperaire: Los Nomades del Mar. Santiago 1963.

[13] Vgl. Jean Delaborde und Helmut Loofs: Am Rande der Welt. Patagonien und Feuerland. Berlin 1962.

[14] Dazu im einzelnen: Herbert Wilhelmy und Axel Borsdorf: Die Städte Südamerikas. Teil 2: Die urbanen Zentren und ihre Regionen. (Urbanisierung der Erde Bd. 3/2) Berlin und Stuttgart 1985, S. 179 - 181.

[15] Ausführliche Darstellung bei Axel Borsdorf: Dalmatinische Einwanderer am Rande der Welt. Österreichische Osthefte 1986, im Druck.

[16] Vgl. Carl-Christoph Liss: Die Besiedlung und Landnutzung Ostpatagoniens unter besonderer Berücksichtigung der Schafestancien. Göttinger Geogr. Abh. 73, 1979.

[17] Farbig beschrieben von Alfred Köllicker: In den Einsamkeiten Patagoniens. Stuttgart 1926.

[18] H. Schreiber a. a. O., im Titel.

[19] Illustrierte Wochenzeitung IWZ vom 15. - 21. Februar 1986.

[20] Herbert Wilhelmy: Die Bewässerungsoase am Río Negro. Stuttgarter Geogr. Studien 69, 1957, S. 398 - 406.

[21] Axel Borsdorf: Grenzen und Möglichkeiten ... (vgl. Fußnote 4), Kap. 4.3.

[22] B. Roesner: Acht Jahre als Siedler auf einer westpatagonischen Insel. Santiago o. J. (ca. 1946).

[23] Werbebutton eines Hotels in Punta Arenas.

[24] Die Region um San Carlos de Bariloche beschreibt Wolfgang Eriksen: Kolonisation und Tourismus in Ostpatagonien. Bonner Geogr. Abh. 43, 1970. Eine

Morphologie der argentinischen Anden von Cuyo bis Feuerland legte vor: Karsten Garleff: Höhenstufen der argentinischen Anden in Cuyo, Patagonien und Feuerland. Göttinger Geogr. Abh. 68, 1977.

[25] Francisco P. Merino, Sachverständiger *(perito)* der argentinischen Regierung. Sein wichtigster Gegenspieler war der deutsche Geograph Dr. Hans Steffen, der Chile im Grenzstreit vertrat. Vgl. H. Steffen: Westpatagonien. 2 Bde. Berlin 1919, und ders.: Grenzprobleme und Forschungsreisen in Patagonien. Stuttgart 1929.

[26] Günter Plüschow: Silberkondor über Feuerland. Berlin 1929.

[27] W. D. Blümel: Zur Natur der West-Antarktis. Fridericiana 35, 1984, S. 65 - 88.

[28] Ein wissenschaftlicher Reiseführer für Chile, in dem auch Westpatagonien ausführlich behandelt wird, erscheint 1986 im Kohlhammer-Verlag, Stuttgart: Axel Borsdorf, Chile und die Osterinsel. Stuttgart 1986 (im Druck).

Anmerkungen zu Christmann, Flucht und Zuflucht...

[1] Wilhelm Abel: Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Deutschland, 1972

[2] Reichmann/Schneider/Hoffstaetter (Hg.): Ein Jahrtausend deutscher Kultur, zweiter Band, 1926, S. 33 f.

[3] Ebenda S. 34

[3a] Günther Franz: Deutsche Agrargeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, Quellen- und Arbeitsheft, Stuttgart o. J., S. 23 f.

[4] Quellensammlung für den Geschichtsunterricht, hg. v. Helmut Christmann, Heft 2, ²1965, S. 51 ff.

[5] J. C. Brandes - Landstreicher, Komödiant und Schauspieldirektor, bearb. v. J. E. Hettler, Abenteuerliche Lebensläufe, hg. v. H. Christmann, Band 6. 1971, S. 39 f.

[6] Urs Bitterli: Der Reisebericht als Kulturdokument, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, Jg. 24 (1973), S. 558

[7] Der deutsche Gil Blas. Eingeführt von Goethe oder Leben, Wanderungen und Schicksale Johann Christoph Sachses, eines Thüringers, von ihm selbst verfaßt, nach der Ausgabe von 1822, 1964

[8] Vgl. dazu das Nachwort von Wulf Segebrecht S. 229!

[9] Wolfdieter Bach: Fluchtlandschaften, in: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft, 1971, S. 41

[10] C. F. Bahrdt - ein Abenteurer der Aufklärungszeit, bearb. v. T. Hagenmaier, Abenteuerliche Lebensläufe, hg. v. H. Christmann, Band 11, 1972

[11] Ebenda, S. 186 f.

[12] Alexander von Gleichen-Russwurm: Das Jahrhundert des Rokoko, Band 15 der Kultur- und Sittengeschichte aller Zeiten und Völker, ausg. u. bearb. v. A. v. Gleichen-Russwurm und Friedrich Wencker, o. J., S. 208

[13] Zit. in: Große Geschichtsdenker, hg. v. Rudolf Stadelmann, 1949, S. 165

[14] So Goethe zum Gil Blas, a. a. O. S. 6

[15] Bitterli a. a. O. S. 558

[16] Zit. n. Helmut Christmann: Kolonialgeschichte, 1975, S. 74

[17] Vossische Zeitung, Berlin 1774, Nr. 4 und 5. Zit. n. Das Neueste von gestern, Kulturgeschichtlich interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen, hg. v. Eberhard Buchner, Dritter Band: 1750 - 1787, 1912, S. 244 f.

[18] Vgl. dazu Gleichen-Russwurm a. a. O. S. 221!

[19] J. F. Löffler - Abenteuer in drei Erdteilen, bearb. v. U. Staudenmayer, Abenteuerliche Lebensläufe, hg. v. H. Christmann, Band 8, 1971

[20] Ebenda S. 74 f.

[21] Ebenda: Vgl. das Vorwort des Bearbeiters!

[22] Peter Lahnstein: Report einer „guten alten Zeit", Zeugnisse und Berichte 1750 - 1805, [2]1971, S. 396

[23] Leben und Ereignisse des Peter Prosch, eines Tyrolers von Ried im Zillertal ... hg. v. Karl Pörnbacher, 1964

[24] Lahnstein, S. 398

[25] Vgl. Anmerkg. 5 und 7! Ulrich Bräker. Der arme Mann im Tockenburg, 1965 (und öfter)

[26] Carl Friedrich Behrens: Reise durch die Südländer und die Welt, Frankfurt am Main 1737, S. 88

[27] Leben, Abenteuer und Reisen Joh. Friedrich Voigts (hg. v. M. Pfeifer, 1897) im türkischen Gebiet sind hier zu nennen!

[28] Brandes, S. 36

[29] Brandes, S. 37

[30] Brandes, S. 31 f.

[31] J. G. Seume: Mein Leben, nebst Fortsetzung von C. A. H. Clodius, mit einem Nachwort von Günther Birkenfeld, 1961

[32] Birkenfeld in seinem Nachwort zu Seume, S. 157

[33] Theodor Heuss: Schattenbeschwörung. Randfiguren der Geschichte, 1954, S. 21 - 28

[34] Chevalier und Chevalière d'Eon - Der Diplomat in Frauenkleidern, mit einer Einführung von Rolf Italiaander, Abenteuerliche Lebensläufe, hg. v. H. Christmann, Band 10, 1972

[35] Zit. n. Heuss, S. 26

[36] Heuss, S. 74

[37] Nettelbeck - Seefahrer, Sklavenhändler und Patriot, bearb. v. Konrad Burow, Abenteuerliche Lebensläufe, hg. v. H. Christmann, Band 2, 1969

[38] Seume, S. 76

[39] Die Entdeckung und Eroberung der Welt, hg. v. U. Bitterli, Band 1, 1980, S. 123 f.

[40] Die Amerikanische Revolution in Augenzeugenberichten, hg. v. W. P. Adams und A. M. Adams, 1976, S. 25

[41] Ebenda, S. 19

[42] Ebenda, S. 23

[43] Zit. n. Damals und heute F 9, Geschichte Baden-Württemberg, hg. v. H. Christmann, 1982, S. 92

[44] M. A. V. Benyowski: Meine Abenteuer, Stuttgart o. J.

[45] Heuss, S. 70

[46] Zit. n. John R. Hale: Die Reisen der Entdecker. Die Erforschung fremder Länder und Kulturen, 1976 (Life Sachbuch). S. 154

[47] Captain William Bligh: Meuterei auf der ‚Bounty', 1982, S. 148

[48] Zit. n. Hans Bauer: Wenn einer eine Reise tat. Eine Kulturgeschichte des Reisens von Homer bis Baedeker, Leipzig o. J., S. 161

[49] Zit. n. Helmut Christmann: Das Bild des Anderen. Frühe Begegnungen zwischen Christen und Mohammedanern, in: DIE KARAWANE, Vjhft. d. Ges. f. Länder- und Völkerkunde, 14. Jg. (1973), H. 3/4, S. 111

[50] Quellensammlung für den Geschichtsunterricht, Heft 2, a. a. O., S. 58

[51] Franz August Treffz. Der Verschollene. Briefe des Kapsoldaten F. A. Treffz, hg. H. Treffz, Stuttgart o. J., S. 9

[52] Aus Goethes Vorrede zum Gil Blas, S. 8

[53] Vgl. Anmerkg. 51!

[54] F. C. Laukhard - Ein abenteuerliches Leben während der Französischen Revolution, bearb. v. F. Dobmann, Abenteuerliche Lebensläufe, hg. v. H. Christmann, Band 1. 1969, S. 75

[55] Lahnstein, S. 496

[56] Quellensammlung für den Geschichtsunterricht, hg. v. H. Christmann, Heft 4, 1965, S. 64

[57] Bauer, S. 96

[58] Gil Blas, S. 136

[59] J. K. Döhla: Tagebuch, zit. n. Quellen zur bayerischen Geschichte, hg. v. Christmann/Dobmann, 1966, S. 56

[60] Seume, S. 68

[61] Brandes, S. 22

[62] Ernst Troeltsch, zit. n. Hans Plischke: Von Cooper bis Karl May, Eine Geschichte der völkerkundlichen Reise- und Abenteuerromane, 1951, S. 60

[63] So Hugo Loetscher: Robinson, in: du atlantis, 16. Jg., Mai 1966, S. 339

[64] Vgl. dazu: Bettina Hürlimann: Robinsonaden, in: du atlantis a. a. O., S. 389

[65] Brandes, S. 22

DIE KARAWANE

wird von der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde herausgegeben. Redaktion Peter Albrecht. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich, die vorliegende Nummer 3/4-1985 kostet für Einzelbezieher DM 17,80. Jahresabonnement für 4 Nummern DM 25,-. An die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Bildnachweis:

Beitrag Schwimmende Gärten: Prof. Dr. H. Uhlig S. 24, 25, 27, 40; P. Albrecht S. 44 oben, 45; alle anderen Abbildungen Prof. Dr. H. Wilhelmy. Beitrag Portugiesische und spanische Seefahrer: Archiv Karawane S. 48, 52, 53, 55, 57, 58; P. Albrecht S. 51. Beitrag Cuzco: P. Albrecht S. 63, 64 unten, 68, 69, 71, 75, alle anderen Abbildungen Prof. Dr. H. Wilhelmy. Beitrag Patagonien und Feuerland: P. Albrecht S. 82 oben, 85, 86, 91, 97, 98; Archiv Karawane S. 77, 99; alle anderen Abbildungen Dr. A. Borsdorf. Beitrag Flucht und Zuflucht: Alle Abbildungen Archiv Prof. Dr. H. Christmann und Archiv Karawane.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar. Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis.

Reiseprogramme der Karawane bitten wir bei dem Büro für Länder- und Völkerkunde, 7140 Ludwigsburg, Postfach 909, anzufordern.

Karawane Studien-Reisen

ASIEN UND AUSTRALIEN 1986

Kaschmir und Ladakh (Sonderreise)

86/4-L **14.08.–28.08.86** Leitung: Prof. Dr. Ulrich Mann

Flug München – Delhi (2 Ü, Stadtrundfahrt, Nationalmuseum) – Srinagar (3 Ü auf Luxus-Hausbooten). Stadtbesichtigung von Srinagar, Ausflüge nach Parihasapura – Pattan – Bunjar; Avantipur – Payar – Martand. Flug Srinagar – Leh (6 Ü im Ladakh Sarai in Stok). Stadtbesichtigung von Leh, Ausflüge Kloster Sabu – Choglamsar; Kloster Phiyang – Kloster Spituk – Kloster Sankar – Tisseru; Kloster Chemre – Hemiskloster; Kloster Alchi – Kloster Likir; Burg Shey – Kloster Tikze. Flug Leh – Srinagar (Ü) – Delhi – Frankfurt.

Halb- und Vollpension DM 5.150,–

Pakistan
Vom Industal in die Bergwelt des Himalaya

86/4-P 2 **11.10.–26.10.86** Leitung: Dr. Peter Kwella

Flug Frankfurt – Islamabad/Rawalpindi (2 Ü, Stadtbesichtigung von Rawalpindi). Rundfahrt mit geländegängigen Bussen nach Taxila (Besuch der Ausgrabungen) – Hassan Abdal – Haripur – Abbottabad (Ü) – Karakorum Highway – Chilas (Ü) – Gilgit (2 Ü, Ausflug zum Buddha von Kargah) – Königreich Hunza (2 Ü in Karimabad, Ausflug Felszeichnungen) – Gilgit – entlang der alten Seidenstraße nach Chilas (Felszeichnungen) – Saidu Sharif/Swat Valley (2 Ü, Ausflug Butkara und Udegram) – Takht i Bahi – Charsadda – Peshawar (Ü). Flug Peshawar – Lahore (2 Ü, Stadtbesichtigung) – Karachi (2 Ü, Ausflug mit Flug nach Mohenjo daro; Stadtrundfahrt mit Museumsbesuch). Flug Karachi – Frankfurt.

Vollpension DM 5.945,–

Ceylon/Sri Lanka

86/4-M 2 **09.10.–18.10.86** Leitung Dr. habil. Helmut Röhr

Flug Frankfurt – Colombo. Busfahrt Colombo – Dambulla (Besichtigung) – Habarana (4 Ü, Ausflüge Anuradhapura – Mihintale, Polonnaruwa, Aukana – Sasseruwa; Zeit zur freien Verfügung) – Sigiriya (Besichtigung) – Matale – Kandy (Ü, Stadtbesichtigung) – Waikkal (3 Ü, Ausflug nach Colombo mit Stadtbesichtigung und Museumsbesuch; fakultativer Ausflug nach Galle; Zeit zur freien Verfügung). Rückflug Colombo – Frankfurt.

Halbpension DM 3.195,–

Australien – Land der Gegensätze

86/4-A 1 **27.06.–18.07.86** Leitung: Herbert Rübsamen

Flug Frankfurt – Melbourne (2 Ü, Stadtbesichtigung, Ausflug Ballarat). Bus Melbourne – Great Ocean Road – Warrnambool (Ü) – Portland – Mt. Gambier (Ü) – Murray Bridge – Hahndorf – Adelaide (2 Ü, Ausflug Barossa Valley). Flug Adelaide – Alice Springs (Ü). Dreitägige Safari Ayers Rock – Mt. Olga – Kings Canyon. Flug Alice Springs – Darwin (2 Ü, Stadtbesichtigung, Flußkreuzfahrt) – Cairns (3 Ü, Ausflüge Great Barrier Reef; Atherton Tableland) – Brisbane (Ü, Stadtbesichtigung) – Sydney (2 Ü, Stadtbesichtigung, Hafenrundfahrt). Flug Sydney – Frankfurt.

Halb- und Vollpension DM 9.980,–

Gerne schicken wir Ihnen das ausführliche Programmheft ASIEN – AUSTRALIEN zu.

Eine reiche Palette weiterer Reisen nach Asien finden Sie in dem Programmheft „Kulturen unserer Erde".

Karawane Studien-Reisen

SÜDAMERIKA 1986

Große Südamerikareise

*46-6-35	**04.07.86 – 26.07.86**	*46-6-39	**03.10.86 – 25.10.86**
*46-6-36	**25.07.86 – 16.08.86**	*46-6-40	**31.10.86 – 22.11.86**
*46-6-37	**01.08.86 – 23.08.86**	*46-6-41	**07.11.86 – 29.11.86**
*46-6-38	**05.09.86 – 27.09.86**[1)]	*46-6-42	**19.12.86 – 10.01.87**

Flug Frankfurt – Buenos Aires (Ü, Stadt) – Iguassu (argentinische Seite, Grenzübergang nach Brasilien) – Foz de Iguassu (Ü, Wasserfälle, Besichtigung) Rio de Janeiro (3Ü, Stadt, Corcovado, Zuckerhut) – Salvador da Bahia (2 Ü, Stadt) – Brasilia (Besichtigung) – Sao Paulo (Ü, Stadt, Butantan) – La Paz (2 Ü, Stadt, Valley of the Moon). Busfahrt nach Huatajata – Überquerung des Titicacasee mit dem Hydrofoil – Sonneninsel – Puno (Ü, fak. Urus). Bahnfahrt durchs Altiplano Puno – Juliaca – La-Raya-Paß – Cuzco (3 Ü, Stadt, Ausflug Macho Picchu, Saccsaihuaman, Qenko, Tambumachay, Pucapucara). Flug Cuzco – Lima (3 Ü, Museen, Stadt, fak. Iquitos:Amazonas) – Quito (2 Ü, Stadt, fak. Otavalo) – Bogota (Ü, Stadt, Goldmuseum) – Frankfurt.

Übernachtung/Frühstück/Halbpension DM 9.870,–

[1)] **Spartermin: Übernachtung/Frühstück/Halbpension DM 9.580,–**

Vom Amazonas nach Feuerland

*46-6-12	**15.10.86 – 05.11.86**	*46-6-14	**24.12.86 – 14.01.87**
*46-6-13	**05.11.86 – 26.11.86**		

Flug Frankfurt – Rio de Janeiro (2 Ü, Stadt, Strände, Zuckerhut, Corcovado) – Salvador da Bahia (2 Ü, Stadt) – Brasilia (Ü, Stadt) – Manaus (2 Ü, Stadt, Amazonasfahrt – Rio Negro) – Sao Paulo – Iguassu Falls (Ü, Wasserfälle, Besichtigung) – Buenos Aires (2 Ü, Stadt, Rio de la Plata) – Trelew. Rundfahrt Halbinsel Valdez mit See-Elefanten, Robben-, Pinguin-Kolonien (Punta Tombo – Puerto Madryn, Puerto Piramides, Punta Norte). Flug Trelew – Rio Gallegos – Lago Argentino (2 Ü, Calafate, Nationalpark Los Glacieres) – Ushuaia/Feuerland (2 Ü, Stadt, Ausflug Lapataia, Beagle Kanal, fa. Rundflüge). Überlandfahrt durch Feuerland: Ushuaja – Garibaldi Paß – Escondidosee – Fagnano See (Ü) – Rio Grande/Magellan-Straße. Flug Rio Grande – Buenos Aires (Ü) – Iguassu (argentinische Seite). Grenzübergang nach Brasilien mit Besuch von Itaipu. Flug Foz de Iguassu – Rio de Janeiro (Ü) – Frankfurt. Verlängerungsmöglichkeit Rio de Janeiro.

Übernachtung/Frühstück/Halbpension DM 8.970,–

Feuerland – Patagonien – Osterinsel

*86/MP-62	**24.10.86 – 14.11.86**	*86/MP-64	**19.12.86 – 09.01.87**
*86/MP-63	**07.11.86 – 28.11.86**		

Halbpension DM 11.980,–

Kolumbien – Peru – Bolivien
El Dorado – Die Kulturen der Andenländer

*23-6-21	**18.07.86 – 05.08.86**	23-6-23	**07.11.86 – 25.11.86**
*23-6-22	**08.08.86 – 26.08.86**	*23-6-24	**19.12.86 – 06.01.87**

Flug Frankfurt – Bogotá (2 Ü, Besichtigung) – Neiva; Bus Neiva – San Agustin (2 Ü, Besichtigung) – Tierradentro – Popayan (Ü, Besichtigung); Flug Popayan – Bogotá (Ausflug Zipaquira) – Lima (3 Ü, Besichtigung, Ausflüge Puruchuco, Pachacamac) – Cuzco (2 Ü, Besichtigung, Ausflug Pisac); Bahn Cuzco – Machu Picchu (Ü) – Cuzco (2 Ü, Ausflüge Tampu Machay, Sacsayhuaman) – Puno/Titicacasee (2 Ü, Ausflüge Inseln der Urus, Sillustani); Bus Puno – La Paz (2 Ü, Besichtigung, Ausflüge Tiahuanaco, Mondtal); Flug La Paz – Frankfurt.

Vollpension/Halbpension DM 8.245,–

KARAWANE STUDIENREISEN

Postfach 909 · 7140 Ludwigsburg · Tel. (0 71 41) 8 74 30